

Paul Willis
Spaß am Widerstand
Gegenkultur
in der Arbeiterschule

Aus dem Englischen
von Nils Thomas Lindquist

Über längere Zeit war Paul Willis in einer mittelenglischen Großstadt („Hamertown“) mit den Schülern einer Klasse zusammen: Als engagierter Beobachter hat er an ihrem Unterricht und ihrer Freizeit teilgenommen, um in Erfahrung zu bringen, wie die zukünftigen Arbeiter in der Schule auf das Funktionierenmüssen im Fabrikbetrieb vorbereitet und konditioniert werden. Das einigermaßen verblüffende Ergebnis, zu dem er gelangt, ist geeignet, das linke Einverständnis über die repressive Funktion der Schule in seiner Einfachheit aufzustören: Mit einem wachen Sinn für die zuweilen komische Dramatik des Schulalltags zeigt nämlich Willis, daß es nicht so sehr der von der Schule ausgeübte Zwang ist, als vielmehr die im Widerstand gegen die Zumutungen dieser Institution ausgebildete Gegenkultur der Arbeiterjugendlichen, die es ihnen nach dem Schulabschluß ermöglicht, in der Fabrik ihre Identität zu bewahren und in der unterlegenen Situation dort standzuhalten.

Der Autor: Paul Willis ist Mitarbeiter am „Centre for Contemporary Cultural Studies“ der Universität Birmingham. 1978 veröffentlichte er sein Buch *Profane Culture*, das 1980 im Syndikat erscheinen wird.

0-6. 782



Syndikat

Titel der Originalausgabe: *Learning to labour. How working class kids get working class jobs.* Saxon House 1977

Der deutschen Ausgabe sind sechs Photographien aus englischen Industriebetrieben beigegeben, die Nick Hedges, Wolverhampton aufgenommen hat.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Willis, Paul:

Spaß am Widerstand: Gegenkultur in d. Arbeiterschule / Paul Willis.
Aus d. Engl. von Nils Thomas Lindquist. - Frankfurt [Main]:
Syndikat, 1979.

Einheitssacht.: Learning to labour (dt.)

ISBN 3-8108-0093-7

© by Paul Willis 1977

© dieser Ausgabe: Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Frankfurt 1979.

Satz: Composersatz-Studio H. Breynk, Bullay

Umbruch: Klaus Langhoff, Friedrichsdorf

Druck: Gütersloher Druckservice GmbH

Bindung: Gütersloher Druckservice GmbH

Printed in Germany

ISBN 3-8108-0093-7

Inhalt

Vorwort 9

Danksagung 10

1. Einleitung 11

Die Hammertown-Fallstudie 16

1. Teil: Ethnographie

2. Elemente einer Kultur 24

Opposition gegen die Autorität und Ausschluß des Konformisten 24

Die informelle Gruppe 41

Rumhängen, blödeln, quatschen 48

„Was zu lachen haben“ 51

Langeweile und Aufregung 59

Sexismus 73

Rassismus 80

3. Klassenmäßige und institutionelle Kulturform 84

Klassenmuster 84

Institutionelles Muster 95

4. Arbeitskraft, Kultur, Klasse und Institution 139

Das offizielle Angebot 139

Kontinuität 149

Jobs 155

Ankunft 165

Abbildungen 177-182

II. Teil: Analyse

5. Durchdringungen 184
Elemente der Analyse 184
Durchdringungen 195
 6. Begrenzungen 215
Trennungen 216
Arbeitskraft und Patriarchat 218
Rassismus und Arbeitskraft 227
 7. Die Rolle der Ideologie 231
Bestätigung 233
Verrückung 236
Der innere Gesprächspartner 241
 8. Anmerkungen zu einer Theorie der kulturellen Formen
und der sozialen Reproduktion 247
Reproduktion und staatliche Institutionen 256
 9. Montag morgen und das nächste Jahrtausend 262
- Anhang 275
- Anmerkungen 284

„Es ist sicher, daß die Individuen sich ihre eignen gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht unterordnen können, bevor sie dieselben geschaffen haben. Aber es ist abgeschmackt, jenen nur *sachlichen Zusammenhang* als den naturwüchsigen, von der Natur der Individualität (im Gegensatz zum reflektierten Wissen und Wollen) unzertrennlichen und ihr immanenten, aufzufassen. Er ist ihr Produkt. Er ist ein historisches Produkt. Er gehört einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung an. Die Fremdartigkeit und Selbständigkeit, worin er noch gegen sie existiert, beweist nur, daß sie noch in der Schöpfung der Bedingungen ihres sozialen Lebens begriffen sind, statt von diesen Bedingungen aus es begonnen zu haben.(...) Die universal entwickelten Individuen, deren gesellschaftliche Verhältnisse als ihre eignen, gemeinschaftlichen Beziehungen auch ihrer eignen gemeinschaftlichen Kontrolle unterworfen sind, sind kein Produkt der Natur, sondern der Geschichte.“
Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin 1953, S. 79

- [] Hintergrundinformationen
- ... Pause
- (...) Auslassung
- Nicht identifizierter Sprecher
- Es folgt Material aus einem anderen Gespräch
- Feldaufzeichnung, keine Transkription

Dieses Buch ist entstanden aus einem vom Social Science Research Council finanzierten Projekt, bei dem in den Jahren 1972 bis 1975 der Übertritt von Jungen aus der Arbeiterklasse ohne höhere Schulbildung ins Arbeitsleben untersucht wurde. Die eingesetzten Methoden waren Fallstudien, Interviews, Gruppendiskussionen und die teilnehmende Beobachtung bei Gruppen von Arbeiterjungen während ihrer letzten zwei Schuljahre und der ersten Monate im Arbeitsleben. Der I. Teil präsentiert die empirischen Befunde und die wichtigsten Resultate dieser Studie. Sie ist im Grunde eine Ethnographie der Schule, besonders der oppositionellen Formen einer Arbeiterkultur in dieser, und ein praktischer Beitrag zur Literatur über den Wechsel von der Schule ins Arbeitsleben. Der II. Teil ist eher theoretischer Natur. Er analysiert die innere Bedeutung, Rationalität und Dynamik der vorher geschilderten kulturellen Prozesse und erklärt, wie sie einerseits zur Arbeiterkultur im allgemeinen und andererseits – eher unerwartet – zur Erhaltung und Reproduktion der Gesellschaftsordnung beitragen.

Vor allem soll dieses Buch einem Publikum von Sozialwissenschaftlern, Praktikern und allgemein interessierten Lesern zugänglich sein. Die spezialisierteren Ausführungen und Anmerkungen wurden daher an den Schluß gestellt. Praktiker werden sich vielleicht mehr für den I. Teil und den Schluß interessieren, Sozialtheoretiker mehr für den II. Teil.

Während das Buch im Druck ist, hat der SSRC sich bereit erklärt, eine Fortsetzung der hier vorgelegten Studie zu finanzieren, in welcher „der junge Arbeiter und die Betriebskultur“ untersucht werden soll. Wir haben die Absicht, über diese Studie in einem Folgebund zu berichten.

Dank für die Hilfe, den Rat, die Ermutigung und das Beispiel von Stuart Hall und Richard Hoggart. Dank den Leuten, die Entwürfe zu diesem Buch gelesen und durch wichtige Kommentare bereichert haben: Tony Jefferson, Dan Finn, Michael Green, Allan O'Shea und Mitgliedern der CCCS Education Group. Dank auch den Frauen an der Schreibmaschine: Deirdre Barker, Aleene Hall und Pearl New.

Ganz allgemein möchte ich dem Centre for Contemporary Cultural Studies und allen seinen Mitgliedern danken, den Schulen und all ihren Angehörigen, besonders aber den 'Lads' von der Hammertown Boys. Sie haben diese Studie ermöglicht.

Die Schwierigkeit zu erklären, wieso Kinder der Mittelklasse Mittelklassen-Jobs kriegen, liegt in der Frage, warum die anderen es ihnen erlauben. Die Schwierigkeit zu erklären, wieso Arbeiterkinder Arbeiter-Jobs kriegen, liegt in der Frage, warum sie's sich selbst erlauben.

Es wäre gar zu leicht, würden wir sagen, daß sie keine andere Wahl haben. Die Art, wie einfache Arbeiter zur Produktion kommen, kann sich in verschiedenen Gesellschaften erheblich unterscheiden: vom Zwang durch Maschinengewehre bis hin zur massenideologischen Überzeugung der freiwilligen industriellen Armee. Unsere eigne, die liberaldemokratische Gesellschaft steht da irgendwo in der Mitte. Es gibt keinen offenen physischen Zwang, und ein gewisses Maß an Selbstbestimmung. Und dies trotz der geringen Entlohnung der Handarbeit, ihrer ungünstigen gesellschaftlichen Definition und der zunehmenden inneren Sinnlosigkeit: mit einem Wort, ihrer Lokalisierung an der Basis einer Klassengesellschaft.¹ Unser Buch hat vor allem das Ziel, etwas Licht in diesen überraschenden Prozeß zu bringen.

Allzu oft stellen wir uns berufliche und Bildungsbegabungen auf einer sich abflachenden Linie schrumpfender Befähigung vor, wobei die Arbeiterschaft in den unteren Bereichen zweifellos die schlechtesten Jobs übernimmt, etwa nach dem Motto: „Ich weiß, daß ich dumm bin; da ist es nur fair und richtig, daß ich den Rest meines Lebens damit verbringe, in einer Autofabrik Schrauben in Felgen zu drehen.“ Dieses Kurvenmodell geht wohl zwangsläufig von einem Null- oder Beinahe-Null-Wert an der Basis aus. Die realen Einzelnen am unteren Ende werden dabei kaum als lebendige, geschweige denn menschliche Wesen gewertet. Da diese Einzelnen heute alles andere als wandelnde Leichen sind, vielmehr das ganze System in eine Krise stürzen, ist dieses Modell eindeutig revisionsbedürftig. Die marktwirtschaftliche Verteilung der Arbeitsplätze hat in der kapitalistischen Gesellschaft nicht auch eine marktwirtschaftliche Befriedigung der Bedürfnisse zur Folge.

Ich will zeigen, daß scheiternde Jugendliche aus der Arbeiterklasse sich nicht einfach dort in die abfallende Kurve der Berufsverteilung einreihen, wo die erfolglosesten Jugendlichen der Mittelschicht oder die erfolgreichsten Jugendlichen der Arbeiterschaft ihnen Platz lassen. Statt eine sich stetig abflachende Kurve der Fertigkeiten innerhalb der Berufs-/Klassenstruktur anzunehmen, müssen wir radikale Brüche unterstellen, die sich in den Reibflächen der kulturellen Formen zeigen. Wir werden sehen, wie das kulturelle Muster des ‚Scheiterns‘ in der Arbeiterklasse ganz verschieden ist von anderen solchen Mustern. Gleichwohl hat dieses Muster in einem gewissen Rahmen seine eigenen Prozesse, seine eigenen Definitionen, seine eigne Sicht jener anderen Gruppen, die gewöhnlich als erfolgreicher wahrgenommen werden. Und diese Klassenkultur ist kein neutrales Muster, keine *psychische* Kategorie, kein System von Variablen, die von außen auf die Schule einwirkten. Sie umfaßt Erfahrungen, Beziehungen und Ensembles systematischer Beziehungsformen, die nicht nur zu bestimmten Zeiten eine bestimmte „Wahl“, eine bestimmte „Entscheidung“ vorschreiben, sondern auch real und empirisch strukturieren, wie es überhaupt zu solchen Entscheidungen kommt und wie sie definiert werden.

Ein damit verwandtes zweites Ziel dieses Buches ist, zentrale und bedeutsame Aspekte der Arbeiterkultur mittels der konkreten Untersuchung eines ihrer aufschlußreichsten Merkmale zu studieren. Tatsächlich galt mein Forschungsinteresse ursprünglich der Arbeiterkultur im allgemeinen, und ich kam dann zu dem Schluß, die unzufriedenen, nicht akademisch gebildeten männlichen Jugendlichen und ihre Anpassung an die Arbeit als wesentliches und vorrangiges Moment in der dauernden Regeneration der kulturellen Formen der Arbeiterklasse im Hinblick auf die wichtigste Struktur der Gesellschaft – ihre Arbeitsverhältnisse – zu betrachten.

Beide Fragestellungen drehen sich tatsächlich um das zentrale Konzept der Arbeitskraft und die Art, wie diese in unserer Gesellschaft auf ihren Einsatz im Bereich der manuellen Arbeit vorbereitet wird. Arbeitskraft ist die Fähigkeit des Menschen, mit Hilfe von Werkzeugen auf die Natur einzuwirken, um Dinge für die Befriedigung seiner Bedürfnisse und die Repro-

duktion seines Lebens herzustellen. Arbeit ist keine universelle, durch die Geschichte unveränderte menschliche Aktivität. In den verschiedenen Gesellschaften nimmt sie spezifische Formen und Bedeutungen an. Die Prozesse, mittels derer die Arbeitskraft subjektiv verstanden und objektiv eingesetzt wird, sowie deren Interrelationen sind von grundlegender Bedeutung für die Form der Gesellschaft, die mithin produziert wird, und die besondere Form und Gestaltung ihrer Klassen. Diese Prozesse geben uns eine Handhabe, die Identitäten einzelner Subjekte und auch einzelner Klassenformen sowohl auf der kulturellen und symbolischen wie auf der ökonomischen und strukturellen Ebene zu konstruieren.

Die Klassenidentität wird in Wahrheit erst reproduziert, wenn sie auf richtige Weise durch das Individuum und die Gruppe hindurchgegangen ist, wenn sie im Kontext dessen neu erschaffen ist, was als der persönliche und kollektive Wille erscheint. Der Moment, wo die Menschen ihr Klassenschicksal selber leben, nicht übernehmen, tritt dann ein, wenn das Vorgegebene neu geformt, gestärkt und auf neue Ziele gerichtet wird. Die Arbeitskraft ist ein wichtiger Angelpunkt all dessen, denn sie ist der Hauptmodus der *aktiven* Verbindung zur Welt: das Mittel par excellence, um das innerste Selbst mit der äußeren Realität zu verknüpfen. Ja, sie ist der dialektische Weg des Selbst zu sich selbst, durch die konkrete Welt. Sobald dieser fundamentale Pakt mit der Zukunft geschlossen ist, mag alles andere als gesunder Menschenverstand durchgehen.

Das spezifische Milieu, so behaupte ich, in dem eine bestimmte subjektive Auffassung von der manuellen Arbeitskraft und der Entschluß, diese auf manuelle Arbeit anzuwenden, entsteht, ist die schulische Gegenkultur der Arbeiterklasse. Sie ist der Ort, wo die großen Themen der Arbeiterschaft den Individuen und Gruppen in ihrem eigenen, determinierten Sinn vermittelt werden und wo die Arbeiterkinder manche Aspekte der allgemeineren Kultur in ihrer eigenen Praxis entwickeln, transformieren und schließlich reproduzieren, und zwar in der Weise, daß diese sie zu bestimmten Arten der Arbeit führen. Der erste Teil dieses Buches bietet eine Ethnographie der Gegen-Schulkultur der weißen männlichen Arbeiterjugend. Aus Gründen der Verständlichkeit und begrifflichen Schärfe – und

keineswegs weil wir sie etwa für unwichtig hielten – werden andere ethnische und Geschlechtsvarianten nicht untersucht.

Hier ist lediglich anzumerken, daß die Existenz dieser Kultur im allgemeinen, besonders aber von den Medien, in ihrer sensationsträchtigen Form als Gewalt und Disziplinlosigkeit in der Schule wahrgenommen wird.² Die Verlängerung der Schulpflicht (Raising of the School Leaving Age – RSLA), wie sie in England im September 1972 erfolgte, hat offenbar die aggressivsten Aspekte dieser Kultur beleuchtet und deutlich sichtbar gemacht.³ Die beiden großen Lehrgewerkschaften gaben gesonderte Reports⁴ in Auftrag und schufen formelle Verfahren, um ‚Troublemakers‘ mit gewerkschaftlicher Unterstützung von der Schule zu relegieren. Die Hälfte aller lokalen Schulverwaltungen in England und Wales richteten in den Schulen Sonderklassen – im Fall von Inner London sogar besondere Asyle – für solche Jugendliche ein. Der Minister für Erziehung veranlaßte eine landesweite Umfrage zu diesem ganzen Problembereich.⁵ Störung des Unterrichts und Schule schwänzen stehen bei der Großen Debatte um das Erziehungswesen, wie Mr. Callaghan, der gegenwärtige Prime Minister, sie fordert, ganz oben auf der Tagesordnung.⁶

Wenn ich daher behaupte, daß manche Arbeiterjungen gerade durch ihre eigene Kultur am effektivsten darauf vorbereitet werden, ihre Arbeitskraft in manuellen Beschäftigungen einzusetzen, so können wir in gleichem Sinn auch sagen, daß bei der Übernahme untergeordneter Berufsrollen im kapitalistischen Westen ein Element der Selbstverurteilung mitspielt. Diese Verurteilung aber wird paradoxerweise als echtes Lernen, als Affirmation, als Aneignung, als eine Form des Widerstands erlebt. Außerdem gibt es – wie wir im II. Teil feststellen werden, wo ich die im I. Teil unterbreitete Ethnographie analysiere – eine objektive Basis für diese subjektiven Gefühle und kulturellen Prozesse. Diese bieten partielle Einsicht in die wirklich determinierenden Existenzbedingungen der Arbeiterklasse, die jenen offiziellen Darstellungen ihrer Realität, wie sie durch die Schule und verschiedene staatliche Agenturen verbreitet werden, zweifellos überlegen sind. Wenn Gruppen von Arbeiterjungen tatsächlich an ihrer eigenen Verdammung

mitwirken, so ist dies nur aufgrund einer solchen realen kulturellen Verbindung mit ihren Lebensverhältnissen zu verstehen. Der tragische Widerspruch liegt darin, daß solche ‚Einsichten‘ beschränkt und verzerrt sind und daß sie, häufig ungewollt, durch komplexe Prozesse auf den einzelnen zurückfallen; letztere reichen von allgemeinen ideologischen Prozessen und Prozessen in Schulen und Berufsberatungämtern bis hin zum Einfluß einer in der Arbeiterkultur selbst verbreiteten Form der patriarchalischen Herrschaft und des Sexismus.

Im II. Teil schließlich werde ich ausführen, daß die Prozesse der Selbsteingliederung in den Arbeitsprozeß einen Aspekt der Regeneration der Arbeiterkultur im allgemeinen darstellen, sowie ein wichtiges Beispiel dafür, wie diese Kultur auf komplexe Weise mit staatlichen Kontrollinstanzen zusammenhängt. Diese erfüllen eine bedeutsame Funktion bei der Reproduktion der sozialen Totalität, besonders was das Reproduzieren der gesellschaftlichen Bedingungen für eine bestimmte Produktionsweise betrifft.

Dies ist das Rückgrat meines Buches. Indem es diese Ziele verfolgt, leistet es einen Beitrag auch in anderen Themenbereichen. Es untersucht das Erziehungsmodell, das dem Lehrverhältnis in unseren Schulen zugrunde liegt, es leistet Kritik an der Berufsberatung und bietet Erklärungen für die anhaltende Unfähigkeit des staatlichen Erziehungswesens, die Lebenschancen von Arbeiterkindern merklich zu verbessern.⁷ Daneben enthält der II. Teil auch eine Einlassung zur Diskussion um die Entstehung sexueller Geschlechts-Stereotypen hinsichtlich Patriarchat und Kapitalismus sowie Anmerkungen zur theoretischen Auseinandersetzung über den Status von Kultur und Ideologie bzw. deren Verhältnis zueinander. Die qualitativen Methoden und die bei der Studie angewandte teilnehmende Beobachtung wie auch der ethnographische Rahmen der Darstellung waren durch die Art meines Interesses am ‚Kulturellen‘ diktiert. Diese Techniken sind geeignet für die Erfassung dieser Ebene, und darüber hinaus sind sie empfänglich für Bedeutungen und Werte. Zudem sind sie in der Lage, symbolische Verbindungen und Formen der Produktion von Kultur darzustellen und zu interpretieren. Insbesondere der ethnographische Bericht vermag, ohne daß man immer wüßte wie,

ein hohes Maß der Aktivität, Kreativität und des menschlichen Potentials beim Studienobjekt in die Analyse und damit in die Erfahrung des Lesers eingehen zu lassen. Dies aber ist meiner Absicht sehr zuträglich, betrachte ich doch das Kulturelle nicht einfach als ein Gefüge vermittelter innerer Strukturen (wie bei den gängigen Vorstellungen von Sozialisation) noch als das passive Resultat der Einwirkung einer dominanten Ideologie (wie bei gewissen Spielarten des Marxismus), sondern zumindest partiell als das Produkt einer kollektiven menschlichen Praxis.

Die Hammertown-Fallstudie

Das Forschungsprojekt, von dem dieses Buch berichtet, umfaßte eine Haupt-Fallstudie und fünf vergleichende Studien. Die Hauptstudie galt einer Gruppe von zwölf nicht akademisch geschulten Arbeiterburschen aus einer Stadt, die wir Hammertown nennen wollen; sie besuchten eine Schule, die wir Hammertown Boys nennen wollen. Ausgewählt wurden diese aufgrund ihrer Freundschaftsbindungen und ihrer Mitgliedschaft in einer Art oppositioneller Kultur in einer überwiegend von Arbeiterkindern besuchten Schule. Das Schulgebäude war zwischen den Weltkriegen erbaut und lag im Zentrum einer engen Gemeindefiedlung aus der Zeit zwischen den Weltkriegen, bestehend aus standardisierten, oft terrassierten, einigermaßen wohlhaltenen Häusern, zwischen denen sich ein Labyrinth von Straßen, Stiegen und Hinterhöfen erstreckte, dazwischen viele große Pubs und Ansammlungen von Kaufläden und kleinen Supermärkten.

Während unseres Forschungszeitraums war diese Schule eine ausschließlich von Knaben besuchte, nicht selektive *modern school*, verbunden mit einer Mädchenschule gleichen Status. Nachdem unsere Studie abgeschlossen war, wurde die Schule im Rahmen der allgemeinen Reorganisation der Sekundarbildung im Wahlbezirk in eine Gesamtschule für Knaben umgewandelt. Im Hinblick auf diese zu erwartende Veränderung und unter dem Druck der Ereignisse, wie auch in Vorbereitung auf die RSLA, wurden während unserer Forschungsperiode

die Schulgebäude erweitert; es wurden neue Techniken eingeführt und experimentell erprobt. Die routinemäßige Versetzung (streaming) wurde ersetzt durch gemischte Fähigkeitsgruppen (ability groups); ein Lehrmittel-Centre wurde eingerichtet; es wurde mit *Team Teaching Curriculum Development*-Programmen experimentiert, und zum RSLA-Jahr wurde eine ganze Reihe von fakultativen Kursen eingerichtet. Ich kontaktierte die Gruppe zu Beginn des zweiten Trimesters ihres vorletzten Schuljahres und begleitete sie durch die ersten sechs Monate ihres Arbeitslebens (ihr letztes Schuljahr war das erste der RSLA). Die Schüler-Population lag etwa bei 600; sie umfaßte erhebliche Minderheiten von Westindern und Asiaten. Diese Schule wurde vor allem deshalb für unsere Studie ausgewählt, weil sie im Zentrum einer ganz charakteristischen Arbeiter-Gemeindefiedlung aus der Zwischenkriegszeit lag und ihre Schüler aus dieser rekrutierte; die Siedlung wiederum bildete das Zentrum von Hammertown. Die Schule wurde ausschließlich von Arbeiterkindern besucht, stand aber in dem Ruf, eine ‚gute‘ Schule zu sein. Dies bedeutete offenbar hauptsächlich, daß dort ‚vernünftige Normen‘ des schicklichen Verhaltens und der Kleidung galten, die von einem interessierten und kompetenten Lehrerkollegium durchgesetzt wurden. Ich wollte möglichst sichergehen, daß die ausgewählte Gruppe typisch für die Arbeiterschaft in jenem Industriegebiet und daß das Bildungsangebot, über das sie verfügen konnte, ebenso gut wenn nicht besser war als in jedem ähnlichen britischen Kontext. Ein zusätzlicher Vorteil dieser ausgewählten Schule war, daß sie über ein neues, wohlausgestattetes Jugendzentrum verfügte, das von den Schülern gern besucht wurde und einen sehr offenen, informellen Eintritt in die Schule ermöglichte.

Im gleichen Zeitraum wurden mehrere Vergleichsstudien durchgeführt. Diese erfaßten: eine Gruppe von konformistischen Burschen aus dem gleichen Jahrgang der Hammertown Boys; eine Gruppe von konformistischen Arbeiterjungen in einer nahegelegenen, gemischten *secondary modern school* in Hammertown, die informell als eine etwas ‚härtere‘ Schule bekannt war; eine Gruppe von nonkonformistischen Arbeiterjungen in der nur von Knaben besuchten *grammar school* in Hammertown; eine ähnliche Gruppe in einer Gesamtschule nahe beim

Zentrum des größeren Ballungsraumes, zu dem Hammertown gehört; und eine Klassen-gemischte, nonkonformistische Jungen-gruppe in einer hochangesehenen *grammar school* im exklusivsten Wohngebiet des gleichen größeren Ballungsraumes. Alle Gruppen waren, soweit möglich, im gleichen Schuljahrgang; sie waren Freundschaftsgruppen und wurden unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, daß sie wahrscheinlich die Schule mit dem vorgeschriebenen Mindestalter von 16 Jahren verlassen würden. Im Fall der hochangesehenen *grammar school* bestimmte diese letztere Bedingung exklusiv die Mitgliedschaft in der Gruppe und deren Klassen-gemischte Zusammensetzung – sie waren die einzigen Jungen, die die Absicht hatten, mit 16 Jahren im vierten Schuljahr (als ich sie erstmals kontaktierte) die Schule zu verlassen; dann aber gingen tatsächlich nur zwei von ihnen zu diesem Zeitpunkt ab. Diese Gruppen wurden ausgewählt, um unserer Studie eine komparative Dimension anhand der Parameter von sozialer Klasse, Befähigung, Schulordnung und Einstellung zur Schule zu verleihen.

Die Hauptgruppe wurde mittels teilnehmender Beobachtung im Klassenzimmer, in der näheren Umgebung der Schule und während ihrer Freizeit intensiv untersucht; hinzu kamen regelmäßige, aufgezeichnete Gruppendiskussionen, informelle Interviews und Tagebücher. Ich nahm – nicht als Lehrer, sondern als Mitglied der Klasse – an all den verschiedenen Lehrfächern und Wahlkursen teil, die die Gruppe im Lauf der Zeit besuchte, ebenso an sämtlichen Berufsberatungsveranstaltungen, die von einem engagierten und erfahrenen Lehrer gehalten wurden, der erst kürzlich von einem Studienjahr an einem wohlreputierten Berufsberaterseminar zurückgekehrt war. Auf Tonband festgehalten wurden auch ausführliche Gespräche mit allen Eltern der Hauptgruppe, mit allen Fachlehrern der Schule (*senior masters*), mit den wichtigsten jüngeren Lehrern, die Kontakte mit Mitgliedern der Gruppe unterhielten, sowie mit den Berufsberatern, die die Schule besuchten.

Ich begleitete alle zwölf Jungen der Hauptgruppe sowie drei ausgewählte Jungen aus den Vergleichsgruppen in die Arbeit. Fünfzehn Kurzperioden der teilnehmenden Beobachtung arbeitete ich mit jedem der Burschen direkt an seinem Arbeitsplatz zusammen; darauf folgten auf Tonband festgehaltene In-

terviews mit den einzelnen und ausgewählte Interviews mit Vorgesetzten, Managern und gewerkschaftlichen Vertrauensleuten (*shop stewards*).

Hammertown wird erstmals im Domesday Book* als winziger Weiler erwähnt. Es liegt im Zentrum Englands und ist Teil eines viel größeren Ballungsraumes. Wie bei vielen anderen Kleinstädten der Region der Fall, nahm seine Bevölkerung und seine Bedeutung während der Industriellen Revolution explosionsartig zu. Durch den Bau von Kanälen und die Gründung einer Gießerei durch Boulton und Watt um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo eiserne Gußformen für andere Manufakturen erzeugt wurden, wandelte sich der Charakter der Stadt. Sie war eine der ersten Industriestädte, und ihre Einwohner gehörten zu den ersten Vertretern des Industrieproletariats. Um 1800 hatte Hammertown große Eisenschmelzen und Eisengießereien wie auch Seife-, Blei und Glasfabriken. In jüngerer Zeit entwickelte es sich regelrecht zu einem Zentrum der Kugel- und Walzlagertechnik und der Produktion von Federn, Fahrradteilen, Glas, Schrauben, Muttern und Bolzen. Ja, es ist eine typische Schrauben- und Bolzenstadt der Midlands, die einst eine Wiege der Industriellen Revolution war.

Heute ist die Stadt Bestandteil eines riesigen industriellen Ballungsraumes in den Midlands. Ihre Bewohner finden sie immer noch häßlich und schmutzig, obgleich ihre statistischen Daten für öffentliche Dienstleistungen und Wohnverhältnisse besser sind als in den meisten Teilen der Region. Was es früher an baufälligen Hütten und viktorianischen Slumterassen gab, ist heute weitgehend beseitigt und durch moderne Gemeindebauten und Apartmenthochhäuser ersetzt. Doch wenn Burschen aus Hammertown sich außerhalb mit Mädchen verabreden, geben sie immer noch gern vor, aus der benachbarten Großstadt zu stammen, die günstigerweise die gleiche Postleitzahl hat.

Die Einwohnerzahl der Stadt erreichte Anfang der 1950er Jahre einen Höhepunkt und geht seither zurück, trotz des Zuzugs zahlreicher schwarzer Immigranten. Die Einwohnerzahl liegt heute bei 60.000, und die Stadt hat interessanter-

*Histor. Reichsgrundbuch Englands, 1086 (Anm. d. Üb.)

weise eine der höchsten Erwerbstätigenziffern⁸ in der Grafschaft – besonders für Frauen. Die Alters- und Geschlechtsverteilung von Hammertown gleicht der des übrigen England und Wales, doch seine Klassenstruktur ist auffällig verschieden. Es ist im wesentlichen eine Arbeiterstadt. Nur 8 % seiner Einwohner arbeiten in freien Berufen oder als leitende Angestellte (die Hälfte der gesamtbritischen Rate); die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung geht irgendeiner manuellen Arbeit nach. Auffällig ist die Tatsache, daß täglich etwa 3.000 Angehörige der Mittelschicht aus dem Süden und Westen als Pendler anreisen, die in Hammertown arbeiten, aber nicht dort wohnen wollen. Der geringe Anteil der Mittelschichten zeigt sich auch an der Tatsache, daß weniger als 2 % der Erwachsenen hauptberuflich im Bildungs- und Erziehungswesen tätig sind (wiederum die Hälfte der gesamtbritischen Rate). Die Berufsstruktur zeigt den eindeutig industriellen Charakter dieser Arbeitergemeinde. Die gesamte Arbeitsbevölkerung beträgt 36.000, wovon ganze 79 % irgendwie in der Industrie beschäftigt sind, verglichen mit 35 % im nationalen Rahmen und 55 % im Ballungsraum. Über die Hälfte dieser Arbeitsplätze bietet die Eisen- und eisenverarbeitende Industrie. Weitere wichtige Arbeitgeber sind Nahrungsmittel-, Getränke- und Tabakindustrie, chemische Industrie, Fahrzeugbau, Ziegelei, Porzellan- und Glasmanufaktur sowie Transport und Verkehr. Die Beschäftigungslage in Hammertown ist generell gut, und selbst während der Rezession blieb seine Arbeitslosenrate etwa 1 % unter dem nationalen Durchschnitt.

Obwohl die Stadt bereits vor über 200 Jahren industrialisiert wurde und seither viele der damaligen Grundindustrien – besonders Eisen und Eisenverarbeitung – beibehalten hat, weist sie nicht die Kleinunternehmer/Familienbetriebsstruktur vieler ähnlicher Städte auf. Ihre industrielle Organisationsstruktur ist sogar auffällig modern. Viele Arbeitsplätze in Hammertown finden sich in großen Fabriken, die ihrerseits oft Zweigwerke nationaler oder multinationaler Gesellschaften sind. 60 % der gesamten Arbeitsbevölkerung sind in Unternehmen mit über 1000 Beschäftigten tätig. Weniger als 5 % der gewerblichen Arbeitnehmer arbeiten in Firmen mit weniger als 25 Beschäftigten. 58 % der gesamten industriellen Betriebsfläche konzen-

trieren sich auf 38 Fabriken mit über 100.000 Quadratfuß Grundfläche. Über 20 % des gesamten Stadtgebiets wird industriell genutzt.

Hammertown ist eine ganz und gar archetypische Industriestadt. Es weist alle klassischen industriellen Merkmale wie auch die des modernen Monopolkapitalismus auf – und dazu ein Proletariat, das zu den ältesten der Welt gehört.

1. Teil
Ethnographie

2. Elemente einer Kultur

Opposition gegen die Autorität und Ausschluß des Konformisten

Die wichtigste, offenbarste und expliziteste Dimension der Gegen-Schul-Kultur ist die tief verwurzelte allgemeine und personale Opposition gegen die ‚Autorität‘. Dieses Gefühl wird von den ‚lads‘ (so der selbstgewählte Titel derer, die zur Gegen-Schulkultur gehören) jederzeit verbalisiert.

[In einer Gruppendiskussion über die Lehrer]

Joey: (...) sie können uns bestrafen. Sie sind größer als wir, sie vertreten ein größeres Establishment als wir, weil, wir sind klein und sie vertreten die größeren Sachen, und man versucht ja nur, den eignen Kram zu machen. Es ist, äh, glaub ich, die Ablehnung der Autorität.

Eddie: Die Lehrer meinen, sie sind groß und stark, weil sie Lehrer sind, aber in Wirklichkeit sind sie niemand, sie sind einfach gewöhnliche Menschen, oder nicht?

Bill: Die Lehrer glauben wunder was sie sind. Sie sind mehr, sie stehen höher als wir, aber sie glauben, sie stehen sehr viel höher, und das tun sie nicht.

Spansky: Ich wollte, wir könnten sie mit dem Vornamen anreden und so ... sie glauben, sie sind Gott.

Pete: Das wär schon viel besser.

PW: Was, du sagst, sie stehen höher? Akzeptierst du etwa, daß sie alles besser wissen?

Joey: Ja, aber das heißt nicht, daß sie über uns stehen, nur weil sie ein bißchen intelligenter sind.

Bill: Sie sollten uns so behandeln, wie sie von uns behandelt werden wollen.

(...)

Joey: (...) das ist's, wie wir all ihren Launen unterworfen sind. Sie wollen, daß was geschieht, und wir müssen's irgendwie tun, weil, äh, äh, äh, wir sind eben, wir stehen eben unter

ihnen. Wir hatten hier eine Lehrerin, und weil wir alle Ringe tragen, und ein paar von uns haben Armreifen wie er da, und kurz und gut, da sagt sie ohne jeden Grund, „tut all das Zeug runter“.

PW: Wirklich?

Joey: Ja, und ich sag zu ihr, der da geht nicht ab. Sagt sie, „Und du tust deinen auch runter“. Da sag ich „Sie müssen mir erst den Finger abhacken“.

PW: Warum wollte sie, daß ihr eure Ringe abnehmt?

Joey: Nur so'ne Art Kraftprobe. So machen's die Lehrer. Auf einmal verlangen sie, daß du deinen Schlips neu bindest, oder so'n Kram, und schon mußt du ihren Launen gehorchen. Wenn sie von uns was wollen, und du meinst, es ist nicht richtig und du protestierst dagegen, dann schleppen sie dich zu Simmondsy [dem Direktor] oder du kriegst es mit dem Stock, du kriegst über Nacht eine Strafarbeit auf.

PW: Meint ihr, die meisten Lehrer sind eure Feinde (...)?

- : Yeah.

- : Yeah.

- : Die meisten.

Joey: Sowas bringt Pfeffer in den Alltag, wenn du versuchst, ihm zurückzuzahlen für was er dir getan hat.

Diese Opposition geht einher mit einer scheinbaren Umkehrung der üblichen Werte, wie sie von der Autorität vertreten werden. Fleiß, Ehrerbietung, Respekt – derlei wird zu Dingen, die ganz andersrum verstanden werden können.

[In einer Gruppendiskussion]

PW: Evans [der Berufslehrer] meinte, ihr alle seid sehr grob und habt nicht die Höflichkeit, dem Sprecher [bei einer Berufsberatungssitzung] zuzuhören. Er fragte sich, warum ihr nicht erkennen wollt, daß ihr nur die Welt noch schlechter macht, denn wenn ihr erwachsen seid und, Gott bewahre, eigne Kinder habt, werden die noch schlimmer sein. Was sagt ihr dazu?

Joey: Das werden sie nicht. Sie werden gradheraus sein. Sie werden keine scheißunterwürfigen Duckmäuser sein. Sie werden gradheraus sein, aufrecht gehende Menschen.

Spansky: Wenn meine Kinder mal sind wie die hier, dann soll's mich freuen.

Diese Opposition kommt überwiegend als Stil zum Ausdruck. Er wird ausgelebt auf zahlreiche kleine Arten, wie sie für die Schule als Institution eigentümlich sind; er wird von den Lehrern sofort als solcher erkannt und ist für die Jungen beinahe ein tägliches Ritual. Die Lehrer sind geschickte Verschwörungstheoretiker. Das müssen sie auch sein. Dies erklärt zum Teil die Hingabe, mit der sie „die Wahrheit“ aus mutmaßlichen Missetätern herauszubringen suchen. Sie leben inmitten von Verschwörung in ihren offensten, wenn auch verbal unausgesprochenen Formen. Dies wird leicht zu einer paranoiden Obsession von gewaltigen Proportionen.¹

Wenn die ‚lads‘ das Klassenzimmer oder einen Versammlungsraum betreten, gibt es verschwörerisches Köpfenicken, das soviel besagt wie „Komm her und setz dich zu uns, laß uns'n Spaß haben“; es gibt Seitenblicke zum Lehrer hinüber und einfältiges Grinsen. Das quirlige Hin und Her, für einen Moment durch einen direkten Befehl oder einen Blick zum Erstarren gebracht, setzt jederzeit wieder ein, wobei die Jungen mit jenem „Ich will nur mal schnell vorbei, Sir“ – Blick rumlaufen, um in die Nähe ihrer Kumpels zu gelangen. Abermals zur Ordnung gerufen, haben sie stets eine Entschuldigung parat wie „Ich muß rasch mal meine Jacke ausziehen, Sir“ oder „Der Soundso hat gesagt, ich soll zu ihm kommen, Sir“. Hat die Veranstaltung bereits begonnen, dann kriecht der von seinen Kumpels getrennte Bursche hinter den Stuhlreihen oder hinter einem Vorhang den Saal entlang nach vorn, rempelt dabei andere Burschen an oder versucht im Vorbeigehen, jemandem den Stuhl unterm Hintern wegzustoßen.

Die ‚lads‘ sind Meister der getarnten Auflehnung, die stets kurz vor der offenen Konfrontation haltmacht. Im Klassenzimmer sitzen sie so eng wie möglich als Gruppe beisammen, und es gibt ein ständiges Stühlerücken, ein mürrisches „Äh-hmmm“ auf die simpelsten Fragen und ein dauerndes nervöses Gezappel, bei dem jede Möglichkeit, auf einem Stuhl zu sitzen oder zu liegen, ausprobiert wird. Beim individuellen Studium zeigen manche offen ihre Verachtung, indem sie mit der Wange

auf dem Pult schlafen, andere kehren dem Tisch den Rücken zu und starren aus dem Fenster oder gar gedankenverloren an die Wand. Es herrscht eine ziellose Stimmung der Auflehnung, stets bereit zu fadenscheiniger Rechtfertigung und unmöglich festzunageln. Hockt einer auf der Zentralheizung, dann nur deshalb, weil seine Hosen vom Regen naß sind; trödelt einer durchs Klassenzimmer, dann nur, um sich Papier für die schriftliche Arbeit zu besorgen; verläßt einer die Klasse, dann geht er nur mal eben den Abfalleimer auslehren, „wie ich's immer tu“. Comics, Zeitungen und Nacktfotos vermischen sich unter halb angehobenen Pultdeckeln mit undefinierbaren Lehrbüchern. Ein dauerndes Summen von Gesprächen schwappt über die Mahnungen, es zu unterlassen, hinweg wie die unwiderstehliche Flut über kaum getrockneten Sand; und überall sieht man verdrehte Augen, hört man übertriebenes Flüstern über verschwörerische Geheimnisse.

Spricht der Lehrer frontal zur Klasse, dann begleitet ein imaginärer Flüsterdialog den formalen Unterricht: „Nein, ich versteh nix, du Arsch“; „Was schwafelst du da, du Gartenzwerg“; „Der hat ja total den Arsch offen“; „Kann ich jetzt nach Hause gehen, wah?“ Beim leisesten sexuellen Doppelsinn schallt Kichern und Uaaah! aus dem Hintergrund des Klassenzimmers, womöglich noch untermalt durch jemandes obszöne Geste, der über seinem Kopf mit gespreizten Fingern einen gigantischen Penis wuchst und irgendeinen geilen Spruch durch zusammengepreßte Lippen rausquetscht. Wird das Geheimnis der Verschwörung bedroht, dann gibt's hinter dem Rücken des Lehrers V-Zeichen, von der Seite das Sperrfeuer knackender Fingerknöchel und vorn ausweichende Unschuldsmienen. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf Schlipse, Ringe, Schuhspitzen, Tintenkleckse auf dem Pult – alles, nur nicht die Augen des Lehrers.

Auf den Korridoren ein schlurfendes Hin und Her, ein überfreundliches Hallo oder plötzliches Schweigen, wenn der stellvertretende Rektor vorbeigeht. Höhnisches oder irres Gelächter explodiert, es mag jemandem gelten, der eben vorbeigeht, oder auch nicht. Stehenzubleiben ist ebenso erniedrigend wie weiterzugehen. Und dann gibt es diese gewisse Art, kollektiv an den Wänden des Korridors Aufstellung zu nehmen wie beim

indianischen Spießrutenlauf, obwohl dies nie zu beweisen ist: „Wir warten nur auf Spansky, Sir.“

Natürlich unterscheiden sich die einzelnen Situationen; verschiedene Arten des Lehrstils sind mehr oder minder geeignet, diesen expressiven Widerstand zu kontrollieren oder zu unterdrücken. Die Schul-Konformisten oder ‚ear’oles‘ (Ohrlöcher), wie die ‚lads‘ sie nennen, zeigen eine merklich andere Einstellung. Nicht daß sie die Lehrer geradezu unterstützen, vielmehr stützen sie die Idee des Lehrers. Da sie etwas von ihrer eigenen Identität in die formalen Bildungsziele investieren und die Institution Schule unterstützen – da sie also gewissermaßen auf ihr Recht, sich einen Spaß zu leisten, verzichtet haben –, fordern sie, daß die Lehrer zumindest die gleiche Autorität respektieren sollten wie sie. Niemand ist schneller bereit als die Frommen, den Hirten an seine Pflicht zu gemahnen.

[In einer Gruppendiskussion mit Konformisten an der Hammetown Boys]

Gary: Naja, ich finde, sie sind nicht streng genug (...) Ich meine, wie Mr. Gracey und ein paar von den anderen Lehrern, ich meine, bei Groucho ist es so, sogar die Erstklässler zwicken ihn auf (...) sie, die Lads sollten ziemlich bestraft werden, damit sie später nicht frech werden (...) Ein paar von den anderen, mit denen kommt man ganz gut aus. Ich meine, bei Mr. Peters waren alle von Anfang an ruhig, und wenn man seine Hausaufgabe nicht gemacht hatte, mußte man nachsitzen und sie machen. Ja, da gibt's ein paar andere Lehrer, in den ersten Klassen, die geben einem 'ne Hausarbeit auf, und wenn man sie nicht gemacht hat, haben die nie danach gefragt, sie haben sich einfach nicht darum gekümmert.

Anscheinend ist's gerade diese Begeisterung für und Unterwerfung unter die unmittelbare Autorität, was die Schul-Konformisten – oder ‚ear’oles‘ oder ‚lobes‘ (Lappen) – zur zweitgrößten Zielscheibe für die ‚lads‘ macht. Schon das Wort ‚ear’oles‘ bezeichnet Absurdität und Passivität, die typischen Merkmale der Schulkonformisten in den Augen der ‚lads‘. Anscheinend hören sie immer nur zu, *tun* nie etwas:

nie sind sie durch ihr eigenes Innenleben bewegt, sondern formlos in rigider Rezeption erstarrt. Das Ohr ist eines der am wenigsten expressiven Organe des menschlichen Körpers: es reagiert nur auf die Expressivität anderer. Es ist amorph und läßt sich leicht in einen obszönen Zusammenhang bringen. Daher die Bezeichnung, mit der die ‚lads‘ gern diejenigen titulierten, die der offiziellen Idee des Unterrichts entsprochen.

Entscheidend ist, daß die ‚lads‘ die ‚ear’oles‘ nicht nur ablehnen, sondern sich ihnen *überlegen* fühlen. Das gebotene Mittel, diese Überlegenheit auszuspielen, ist das, was die ‚ear’oles‘ sich offenbar entgehen lassen – Spaß, Unabhängigkeit, Aufregung: Fez machen.

[In einer Gruppendiskussion]

PW: (...) warum wollt ihr nicht so wie die ear’oles sein? Warum versucht ihr nicht CSE's zu kriegen?

–: Die haben keinen Spaß, oder?

Derek: Weil sie Kriecher sind, hm, einer von denen hat jetzt sein Zeugnis gekriegt, er hat fünf A's und ein B.

–: Wer's 'n das?

Derek: Birchall.

Spansky: Schau mal, an was werden die sich aus ihrer Schulzeit erinnern? Worauf werden sie zurückblicken? Die sitzen in der Klasse, schwitzen sich den Arsch ab, weißt du, während wir ... ich meine, wir werden mal zurückdenken, wie wir die Pakis geschlägert haben, wie wir die JAs [=Jamaikaner] verdroschen haben. Und paar so Sachen, die wir den Lehrern angehängt haben, das wird 'n Fez, wenn wir dran zurückdenken, heh.

(...)

Perce: Eh, siehst du, der hat nicht viel Spaß, aber schau dir den Spansky an, der flippt den ganzen Tag rum, der hat sein' Fez. Aber schau dir den Bannister an, der schwitzt und schwitzt sich jeden Tag den Arsch ab, während Spansky nix wie Quatsch macht und 'n guten Lenz hat.

Spansky: In der ersten und zweiten Klasse war ich wirklich gut. Ich war, weißt du, in der 2A und 3A, und wenn ich nach Hause kam, lag ich im Bett und dachte „Wah, morgen wie-

der in die Schule“, weißt du, ich hatte diese Hausaufgabe nicht gemacht, siehste ... „Die mußt du noch machen“.

–: Ja, richtig, so ist's.

Spansky: Aber heute, wenn ich heimkomme, da ist's ruhig, ich brauch mir nix zu denken, ich sage mir „O wunderbar, die Schule morgen, das wird 'n Fez“, weißt du.

Will: Und trotzdem ist der Arsch nie da!

Spansky: Wer?

Will: Du.

[Gelächter]

(...)

–: Du kannst dir nicht vorstellen ...

–: Du kannst dir nicht vorstellen [unverständlich], wie's ist, wenn man ins Plough geht und sagt „Ne Pinte Lagerpils, bitte“.

Fred: Du kannst dir nicht vorstellen, wie's ist, wenn Bookley mit seiner Katz heimschiebt und bei ihr durch die kalte Küche...

–: Klar, kann ich, hab ihn gesehen!

–: Der hat 'ne Tante, Bookley!

–: Woll, hat er.

Fred: Und ich seh trotzdem nicht, wie der's mit ihr machen will, ich meine, so wie wir, weißt du.

Besonders im sexuellen Bereich spüren die ‚lads‘ ihre Überlegenheit über die ‚ear‘oles‘. ‚Aus sich rausgehen‘, ‚seine Schüchternheit verlieren‘, das gehörte dazu, wenn man einer von den ‚lads‘ werden wollte, aber es war auch das Mittel, um erfolgreich ‚Frauen anzumachen‘. Hier gab es eine merkwürdig verzerrte Widerspiegelung des Verhältnisses zwischen den Lehrern und den ‚ear‘oles‘. Die ‚lads‘ meinten, eine ähnliche strukturelle Rolle der Überlegenheit ihnen gegenüber einzunehmen, jedoch auf eine andere, antisoziale Weise.

[In einem Einzelinterview]

Joey: Wir [die lads] haben es alle mit Frauen gemacht und so (...) wir haben es letztthin mal zusammengezählt, wie viele von den Typen wirklich mit Frauen zusammen waren, wie viele von ihnen es klar gemacht haben und ran gekommen sind, und ich glaube, wir kamen auf ... ich glaube, wir haben

25 von 100 zusammengebracht, in der fünften Klasse, das ist ein Viertel.

PW: Wie wollt ihr das immer wissen?

Joey: Ja, ich weiß (...) das spricht sich rum, weißt du, die Gruppe bei uns, die Typen, die wir kennen, die sind sowas wie 'ne Art Halb-ear'oles ... die sind eine getrennte Gruppe zwischen uns und den ear'oles. Typen wie Dover, Simms und Willis und ein oder zwei andre. Die treiben es alle auf ihre Art, aber sie sind immer noch mordskindisch, die Art wie sie reden, wie sie sich benehmen. Sie können keinen Fez mit uns machen, wir können Fez mit ihnen machen, die flennen vor Lachen, wenn sie uns manchmal zuschauen, aber die schaffen es nie, einen von uns zum Lachen zu bringen, und da sind wir (...) und ein paar von ihnen [die Halb-ear'oles] sind mit Frauen zusammen gewesen und, naja, wir wissen es. Die ear'oles (...) die haben noch alles vor sich. Ich meine, sieh dir mal Tom Bradley an, hast du den mal bemerkt? Ich seh ihn immer an, und dann denke ich, tja, wir haben alle Freuden des Lebens mitgemacht und auch alle Scheiß-Unannehmlichkeiten, wir haben geschluckt, wir haben geschlägert, wir kennen den Frust, den Sex, den Scheiß-Haß, Liebe und die ganze Leier, aber er kennt nix davon. Der war nie bei 'ner Frau, der war nie in einem Pub. Wir wissen's nicht, wir vermuten es – ich glaub schon, er wär gekommen und hätt's uns erzählt – aber er war nie bei 'ner Frau, er hat nie geschluckt. Ich hab auch nie gehört, daß er bei einer Schlägerei dabei war. Der kennt all die Gefühle gar nicht, die wir mitgemacht haben, und er hat noch alles vor sich.

Joey war ein anerkannter Gruppenführer und hatte manchmal die Art, den alten erfahrenen Weltmann zu spielen. Wie wir hier und anderswo sehen, ist er auch ein ‚lad‘, der über beträchtliche Einsicht und Ausdruckskraft verfügt. In gewisser Hinsicht disqualifizieren diese Eigenschaften ihn vielleicht als typischen Vertreter der typischen Schul-Dissidenten aus der Arbeiterklasse. Doch wenngleich Joey vielleicht nicht typisch für Arbeiter-‚lads‘ ist, so ist er gewiß für sie repräsentativ. Er lebt in einem Arbeiterviertel und stammt aus einer großen

Familie, deren Männer als Schläger bekannt sind und deren Oberhaupt ein Hüttenarbeiter ist. Er wird die Schule ohne qualifizierenden Abschluß verlassen und wird von den Lehrern einmütig als ‚troublemaker‘ bezeichnet – um so mehr, als er ‚sowas an sich hat‘. Die Erfahrungen, von denen er erzählt, mag er auch etwas übertreiben und stark auftragen, können nur auf das zurückgeführt werden, was er in der Gegenkultur erlebt hat. Dieses Kultursystem, von dem er berichtet, ist repräsentativ und zentral, selbst wenn er eine besondere Beziehung dazu hat.

Es ist bemerkenswert, daß Joey im eigenen Verständnis und durch Vermittlung der Gruppe den Anspruch erhebt, die Schulklasse und ihre soziale Landschaft total zu überblicken und zu verstehen. Er behauptet, daß die Informationen ihren Weg zu den ‚lads‘ als dem Mittelpunkt dieser Landschaft finden werden. Ein deutliches Zeichen dafür, daß ‚einer es schafft‘, ist die Entwicklung einer solchen sozialen Perspektive und eines entsprechenden Bewertungsrahmens. Es muß aber auch gesagt werden, daß die alternativen Normen, wie die ‚lads‘ sie konstruieren, von den Lehrern – zumindest privatim – insgeheim anerkannt werden. Im Lehrerzimmer gibt es oft, von seiten jüngerer Lehrer, bewundernde Bemerkungen über die offenbare sexuelle Tüchtigkeit einzelner ‚lads‘; „er hat mehr Frauen gehabt als ich, das sage ich Ihnen“.

Die Angehörigen der eher den schulischen Werten konformen Gruppe verfügen nicht über eine solche soziale Landkarte, auch entwickeln sie keinen Argot zur Beschreibung anderer Gruppen. Ihre Reaktion auf die ‚lads‘ beschränkt sich meist auf die Angst, die sie vor ihnen haben, auf befangene Eifersucht und allgemeine Besorgnis, sie könnten durch das gleiche disziplinarische Netz erfaßt werden, sowie Erbitterung darüber, daß die ‚lads‘ den reibungslosen Ablauf des Unterrichts verhindern. Ihre persönliche Investition in das formale System und ihr Verzicht auf das, was andere genießen (wie auch das Maß vorhandener Angst) bedeutet, daß die Schul-Konformisten von den anerkannten Führern des Systems, nämlich den Lehrern erwarten, daß diese mit Übergriffen fertig werden, statt selbst zu versuchen, sie zu unterdrücken.

[In einer Gruppendiskussion mit Konformisten an der Hammertown Boys]

Barry: ... er [einer der Lehrer] sagt immer „Ihr alle ...“, wissen Sie. Ich mag das nicht, wenn die sagen „Ihr alle ... ihr tut nicht dies, ihr tut nicht das, ihr tut nichts, ihr habt alle Schwierigkeiten“. Sie sollten sagen „Ein paar von euch ...“ Wie Mr. Peters, der macht's so, er sagt nicht „Ihr alle“, er meint nur die paar, die rausfallen. Das ist besser, denn ein paar von uns sind echt interessiert (...)

Nigel: Schwierig wird es, wissen Sie, wenn die anfangen, den Lehrer rauszukehren (...) das bedeutet, daß man Zeit verliert, wertvolle Zeit, Unterrichtszeit, das verdirbt einem den ganzen Spaß, wissen Sie, manchmal wünsche ich mir, die würden einfach zusammenpacken und gehen (...)

Barry: Es ist besser so, wie sie es machen (...), sie werfen alle zusammen in einen Topf [die CSE-Gruppen waren keine ‚mixed ability groups‘]. Es macht wirklich keinen Unterschied, ob sie arbeiten oder nicht ... man macht einfach weiter, so gut es geht [in den CSE-Gruppen], denn wenn einer schwätzt, heißt es, er soll still sein, wissen Sie, und seine Arbeit weitermachen.

PW: (...) habt ihr euch nie überlegt, daß ihr versuchen solltet, sie dran zu hindern? (...)

Barry: Ich hab mich nie mit ihnen eingelassen (...) und jetzt, in der Fünften sollten sie, wissen Sie, man rennt nicht einfach rum und brüllt Leute in der Klasse an, nicht, man versucht vernünftig zu reden. [Die Lehrer] sollten strenger sein.

Die Opposition gegen die Lehrer und die exklusive Unterscheidung von den ‚ear'oles‘ wird von den ‚lads‘ in der ganzen Art ihres Verhaltens dauernd zum Ausdruck gebracht; konkreter aber wird sie, wie wir sagen dürfen, in gewissen stilistisch-symbolischen Diskursen, die sich um die drei großen Konsumgüter drehen, die der Kapitalismus bietet und die von der Arbeiterklasse unterschiedlich für ihre eignen Zwecke aufgenommen werden: Kleidung, Zigaretten und Alkohol. Die Kleidung als das sichtbarste, persönlichste und unmittelbar verständliche Element des Widerstands gegen die Lehrer und der Überlegenheit über die ‚ear'oles‘ ist für

die ‚lads‘ von großer Bedeutung. Die ersten Anzeichen, daß einer ein ‚lad‘ wird, ist eine rasche Veränderung seiner Kleidung und Haartracht. Wie diese alternative Aufmachung im einzelnen ausfällt, wird durch äußere Einflüsse bestimmt, besonders durch die im weiteren symbolischen Rahmen der Jugendkultur geläufigen Moden. Gegenwärtig gehören zum ‚Look‘ der ‚lads‘ längere, wohlgepflegte Haare, Plateauschuhe, Hemden mit weitem Kragen, der über ein tailliertes Sakko oder eine Jeansjacke geschlagen wird, sowie die noch immer obligatorischen glockenförmig ausgestellten Hosen. Ganz gleich, wie diese Kleidung im einzelnen aussieht, es ist gewiß nicht die Schuluniform; selten gehört ein Schlips dazu (für viele Rektoren die zweitbeste Wahl, wenn schon das Tragen einer Uniform nicht erzwungen werden kann); und Farben werden kalkuliert eingesetzt, um sich maximal von der institutionellen Eintönigkeit und Konformität zu unterscheiden. Es besteht eine klare stereotype Vorstellung, was Anstaltskleidung ist. Spike z.B. versucht, die Form eines Kragens zu beschreiben: „Wie bei ‚nem Lehrer, weißt du!“ Wir wollen noch festhalten, welche Bedeutung das allgemeinere System der kommerziellen Jugendkultur hier hat, insofern es eine Lexikographie des Stils bietet – mit bereits konnotierten Bedeutungen, die von den ‚lads‘ übernommen werden können, um ihre eigenen, eher lokalen Bedeutungen auszudrücken. Obgleich wir mit Recht sagen dürfen, daß viel von diesem Stil, besonders aber die zu ihm gehörende Musik, aus rein kommerziellen Ansätzen entspringt und kein authentisches Bestreben ihrer Anhänger reflektiert, müssen wir doch anerkennen, daß die Art, wie er von den Jungen übernommen und eingesetzt wird, eine Echtheit und Unmittelbarkeit des persönlichen Ausdrucks haben kann, wie er den ursprünglich kommerziellen Produkten fehlt.

So ist es kein Zufall, daß viele Konflikte zwischen Lehrern sich heute um die Kleidung drehen. Dem Außenstehenden mag dies belanglos erscheinen. Die betroffenen Lehrer und Schüler aber wissen, daß dies eines der von ihnen gewählten Schlachtfelder für den Kampf um Autorität ist. Es ist eine der geläufigen Formen eines Kampfes zwischen zwei Kulturen. Der Streit-

punkt läßt sich letzten Endes in eine Frage nach der Legitimität der Schule als Institution auflösen.

Mit dem Kleidungsstil der ‚lads‘ eng verbunden ist natürlich die ganze Frage ihrer persönlichen Attraktivität. Wenn sie elegante, moderne Sachen tragen, so gibt ihnen dies die Chance, in der Schule ‚aufzufallen‘ und sich von den ‚ear‘oles‘ zu unterscheiden; und es macht sie zugleich auch attraktiver für das andere Geschlecht. Es ist eine objektive Tatsache, daß die ‚lads‘ öfter als andere Gruppen gleichen Alters mit Mädchen ausgehen und daß die meisten von ihnen, wie wir sahen, sexuelle Erfahrungen haben. Die sexuelle Attraktivität, ihre Verbindung mit persönlicher Reife und das Verbot sexueller Betätigung in der Schule – dies ist’s, was Kleidung und Äußeres zu etwas Höherwertigem macht als nur einem künstlichen Code, mittels dessen eine institutionell-kulturelle Identität sich ausdrücken läßt. Diese doppelte Verbindung ist charakteristisch für die Gegen-Schulkultur.

Wenn der Stil der Kleidung heute anscheinend die Hauptursache für Streitigkeiten zwischen Lehrern und Schülern ist, so folgt das Rauchen gleichauf. Wieder stellten wir einen charakteristischen Unterschied zwischen ‚lads‘ und ‚ear‘oles‘ fest. Die meisten ‚lads‘ rauchen und, was noch wichtiger ist, sie werden beim Rauchen *gesehen*. Wenn Schüler rauchen, so geschieht dies meist draußen an der Schulpforte. Die ‚lads‘ verbringen typischerweise viel Zeit damit, ihre nächste Zigarettenpause zu planen und Stunden zu ‚schwänzen‘, um einen ‚raschen Zug‘ zu nehmen. Und wenn die ‚lads‘ sich darin gefallen, Zigaretten zu rauchen und mit ihrer Frechheit zu prahlen, so können die Lehrer sie zumindest nicht ignorieren. Es gibt in der Regel strenge, oft publizierte Regeln hinsichtlich des Rauchens. Wenn die ‚lads‘ aus diesem Grund – beinahe als Ehrenpunkt – sich angespornt fühlen, weiter öffentlich zu rauchen, dann lassen die Lehrer sich bei dieser, wie sie meinen, Herausforderung ihrer Autorität leicht provozieren. Dies gilt vor allem dann, wenn sie mit jener anderen großen Herausforderung, der Lüge, einhergeht.

[In einer Gruppendiskussion über Zusammenstöße mit Lehrern]

Spike: Und da gingen wir rein, da sag ich „Wir haben nicht geraucht“, und da sagt er (...) und er wurde wirklich wild. Ich glaubte schon, gleich wischt er mir eine.

Spansky: „Du nennst mich einen Lügner“, sagt er, „Ich lüge nicht“, sag ich, „Dann raus“, sagt er, und zum Schluß haben wir's zugegeben; wir haben geraucht (...) Er kriegte einen Anfall, er sagte, „Ihr nennt mich einen Lügner“. Wir sagten, wir haben nicht geraucht, wir wollten dabei bleiben, aber Simmondsy kriegte einen Anfall.

Spike: Er hat wirklich gesehen, wie wir sie anzündeten.

Die Strafe für das Rauchen folgt, soweit ältere Lehrer beteiligt sind, automatisch; und dies spricht sich bei den Jungen herum.

Spansky: Naja, er konnte nix machen, der stellvertretende Direx, er mußte mir drei draufgeben. Ich mag den Kerl irgendwie, ich glaub, er macht seine Sache gut, weißt du. Ich stand am Vordereingang und rauchte, und Bert kam gleich hinter mir her. Ich dreh mich um, schon hat er mich erwischt, und ich ging gleich mit und kriegte es mit dem Stock. Montag morgen, kaum in der Schule, kriegte ich drei drauf ... weißt du, er konnte mich ja nicht laufen lassen.

In Anbetracht dieser Lebensstatsache und im Kontext des dauernden Guerillakrieges in der Schule ist es ein besonders aufschlußreiches Mittel, Sympathisanten, meist nur die Schwachen und ‚Laschen‘ im Lager des Feindes auszumachen, wenn die ‚lads‘ darauf achten, welche Lehrer, meistens die jüngeren, nach dem zweifelsfreien Anblick einer brennenden Zigarette nichts unternehmen.

Fuzz: Ich meine Archie, er sieht mich fast jeden Morgen am Rauchen, wenn er die Tür aufsperrt, weil, ich warte auf meine Frau, da sieht er mich jeden Morgen, hat nie was gesagt.

Will: Zu mir sagte er in der Pförtnerloge –

PW [unterbricht]: Wer ist das? Archer?

Will: Archy, ja, und er sagt, laß dir nur nicht einfallen, mittags da rauf zu gehen. „Was meinen Sie mit da rauf?“ „Rauf“,

sagt er, „die Richtung, die Nachbarschaft“. Ich sagte „Oh, der Park“, weißt du, aber er ist in Ordnung, eh, wir hatten 'n Fez.

Hier sehen wir wieder, daß das Zigarettenrauchen von den ‚lads‘ in einer sehr charakteristischen Verbindung von schulischen Bedeutungen mit Bedeutungen der Außenwelt als Akt der Auflehnung draußen vor der Schule geschätzt wird, und zwar durch seine Assoziation mit Werten und Praktiken der Erwachsenen. Die Welt der Erwachsenen, besonders die Welt der erwachsenen männlichen Arbeiterschaft wird zur Quelle des Materials für Widerstand und Selbst-Ausschluß.

Das Trinken geschieht öffentlich, denn es ist, abgesehen von der ‚netten‘ Wirkung, für Lehrer und ‚ear'oles‘ ein sehr deutliches Signal dafür, daß der Einzelne sich von der Schule distanziiert und zu einer alternativen, überlegenen und reiferen gesellschaftlichen Daseinsweise Zugang hat. Berichte über Lehrer, die Jugendliche in Pubs gesichtet haben, werden von diesen aufgeregt und mit mehr Vergnügen weitererzählt als einfache Rauch-Zwischenfälle, und die Untätigkeit eines Lehrers, nachdem er jemand beim ‚Schlucken‘ erwischt hat, ist ein noch kostbarer Beweis für die Existenz eines Verräters/Sympathisanten/Schwächlings im schulischen Lager als das Wegschauen bei einer brennenden ‚Lulle‘. Jüngere, progressivere Mitglieder des Lehrkörpers geraten durch ihre Auffassung dieser Matrix von Sinnbedeutungen in einen ernsten Konflikt. Manche verfallen auf bizarre Lösungen, die den ‚lads‘ unverständlich bleiben: ein progressiver junger Lehrer war in folgenden Zwischenfall verwickelt:

[In einer Gruppendiskussion über die Lehrer]

Derek: Und Alf sagt, eh, „Alright, Sir“ [als er in einem Pub einem Lehrer begegnet], und der antwortet nicht, weißt du, und er sagt wieder „Alright, Sir“, und der dreht sich um und schaut ihn so an und, eh, siehst du ... er antwortet nicht, und er sagt, am nächsten Tag sagt er „Alf, komm mal her“, geht auf ihn zu und sagt „Was hattest du gestern abend da zu suchen?“, und er sagt „Es war 'ne Versammlung vom Fußballklub“, und da sagt er „Naja, meinst du

nicht, es war, wie wenn du jemand in die Fresse schlägst?“ „Nein“, sagt er. „Was würdest du sagen, wenn ich dich in die Fresse schlagen würde?“ Sagt er „Was meinen sie damit?“ Und da sagt er „Wie du mich da begrüßt hast, was hast du denn erwartet, was ich sagen sollte?“ Und er sagt „Hör mal gut zu, du redest mich nicht mehr an, wenn ich nicht zuerst dich anrede.“ Da sagt er „Alright, Sir, ich werde Sie nicht mehr grüßen“, sagt er, „nicht mal auf dem Schulhof.“

Gewiß begreifen die ‚lads‘ die symbolische Bedeutung des Trinkens selbstbewußt als einen Akt der Affiliation mit den Erwachsenen und als Opposition gegen die Schule. Sie halten es für ungemein wichtig, zum letzten Mittagessen ihres letzten Trimesters in ein Pub zu gehen und dort möglichst viel Alkohol zu konsumieren. Dies ist der Augenblick, wo sie sich endlich von der Schule befreien, der Moment, an den sie sich in Zukunft erinnern werden.

[Einzelinterview am Arbeitsplatz]

PW: Was ist denn so wichtig daran, sich am letzten Tag zu besaufen?

Spansky: Das ist was Besonderes. Es passiert nur einmal im Leben, ja, ich meine sieh mal, am Morgen waren wir noch in der Schule, richtige Schulkinder, aber am nächsten Tag war ich auf Arbeit, weißt du was ich meine?

PW: Sicher, du bist gleich am nächsten Tag zur Arbeit gegangen.

Spansky: Ja, ich hab mich besoffen, bin schlafen gegangen und dann zur Arbeit (...) Hätten wir's nicht getan, weißt du, dann würden wir uns nicht dran erinnern, und wären wir vor der Schule aus'ndergegangen [d.h. statt in den Pub zu gehen], wär's 'n Tag wie jeder andre gewesen. Nein, wo wir das getan haben, ham wir was, um uns an unsern letzten Tag zu erinnern, wir ham was, um uns an die Schule zu erinnern.

Im Pub herrscht unter den ‚lads‘ von Hammertown tatsächlich eine ganz spezielle Atmosphäre. Spansky erklärt weit-schweifig, daß er, obwohl er sich manchmal „echt wie ein

böses Schwein“ benommen hat, seine Kumpel wirklich gern hat und sie vermissen wird. Eddie ist entschlossen, sich acht Pinten reinzugießen und „den Rekord zu halten“ – und wird später in der Schule „angetrunken aufgegriffen“, wie der Rektor sich ausdrückt, und von ihm unrühmlich nach Hause gebracht. Fuzz erklärt, wie es Sampson (einen Lehrer) an diesem Morgen „fast vom Stuhl gerissen“ hätte und wie er zum Rektor geschickt wurde, „aber der hatte gar nichts dagegen, der machte nur Witze“. Was aber das Wichtigste ist, sie werden vom Schankwirt und anderen erwachsenen Gästen des Pubs akzeptiert, die ihnen Drinks spendieren und sie nach ihrer zukünftigen Arbeit ausfragen. Wenn das Lokal dann schließt, ziehen sie los, geben die üblichen Versprechungen von Erwachsenen, denen zu mißtrauen sie noch nicht gelernt haben, und rufen dem einen oder anderen zu, daß sie später mal für ihn klempnern, mauern oder sonst was tun werden.

Daß sie sich noch nicht ganz von der Schule gelöst haben – und die Lehrer unterstreichen dies gern –, zeigt sich, wenn die ‚lads‘ spät in die Schule zurückkehren, nach Alkohol stinkend und mitunter ziemlich betrunken. Um daran zu erinnern, daß die Macht der Schule sich letzten Endes auf Gesetze und staatlichen Zwang stützt, hat der Rektor die Polizei gerufen. Ein Polizist wartet neben ihm draußen vor der Schule. Dies bringt die ‚lads‘ in Panik, und es entwickelt sich eine bizarre Szene, während sie versuchen, sich an dem Polizisten vorbeizudrücken.

[Später, in einer Gruppendiskussion]

Will: Ich ging die Einfahrt [zur Schule] rauf und schleppte Spike und Spansky mit (...) ich versuchte die beiden zu stützen, weißte, Joey sah den Bullen, wie er die Einfahrt runterkam (...) und ich, rein in den Lokus [am Ende der Einfahrt, hinten nur durch einen Zaun abgegrenzt]. Wie ich den Bullen seh, denk ich mir: „Wenn der mich nicht gesehen hat, kann ich über den Zaun springen und bin frei, äh, niemand wird mich sehen, und alles ist klar.“ Dann denk ich: „Mal gut aufpassen, ob er reinkommt“, also knöpf ich meine Hose auf, als ob ich pinkle, als ob ich

mich nur verspätet hab. Dann kommt Bill reingerannt. Ich denk „Jesus“ und kletter hinten über den Zaun und krabbel auf allen Vieren davon (...) Simmondsy hat aber Bill gesehen, er sagt „Ah, ich will euch *beide* mal sprechen“, sagt er doch ‚euch beide‘, und ich denk mir nichts Böses und bin einfach reingegangen.

Schließlich werden die ‚lads‘ eingefangen und in erregtem Gemütszustand ins Büro des Rektors gebracht, wo der Polizist sie grob anherrscht: „Er griff mich raus und stieß mich gegen die Wand“ – so Spike (ich habe den Zwischenfall nicht selbst beobachtet). Anschließend schreibt der Rektor allen Eltern einen Brief, in dem er androht, das Abschlußzeugnis zurückzuhalten, bis eine Entschuldigung eintrifft. An Spikes Eltern schrieb er:

... Ihr Sohn war offenkundig angetrunken, und daran anschließend war sein Benehmen unkooperativ, aufsässig und beinah gewalttätig. Er schien gewillt, sein Benehmen zu rechtfertigen, und ging so weit, die Schule mit Colditz zu vergleichen... Wie ich es in solchen Fällen zu tun pflege, möchte ich den Eltern der Jungen Gelegenheit geben, mich zu besuchen und mit mir zu sprechen, bevor ich über endgültige Maßnahmen entscheiden werde.²

Sogar wohlgesinnte junge Lehrer fanden den Zwischenfall „überraschend“ und fragten sich, warum die ‚lads‘ nicht bis zum Abend gewartet und dann „richtig draufgemacht“ hatten. Der springende Punkt ist natürlich, daß die Sauferei mittags stattfinden mußte, und zwar in trotziger Auflehnung gegen die Schule. Sie geschieht nicht einfach, um einen neutralen Übergang – ein bloßes Ritual – zu bezeichnen. Sie ist eine entschiedene Zurückweisung und Absonderung. Die Burschen haben sozusagen gegen die Schule gesiegt, und zwar in einer Art, die den ‚ear’oles‘ unbegreiflich ist und auf die die Lehrer nichts zu sagen wissen. Es ist der Sieg dessen, was sie für Reife, für *wirkliches* Leben halten, über die bedrückende Adoleszenz der Schule – repräsentiert im Verhalten der ‚ear’oles‘ wie der Lehrer.

Manche Eltern der ‚lads‘ teilen die Betrachtungsweise ihrer Söhne. Natürlich geht niemand auf das Angebot des Rektors ein, ihn zu besuchen.

[In einer Gruppendiskussion]

Will: Unsere Mum hob alle Briefe auf, weißte, und auch die Briefe, die Simmondsy [wegen des Besäufnisses] geschickt hat. Ich sage „Wozu hebst du die denn auf?“ Sie sagt „Na, ist doch ganz nett, sie später mal wieder zu lesen, oder“, weißte, „wenn du sie deinen Kindern zeigst, damit sie sehen, was für ein Rabauke du warst“. Und ich werd sie aufheben, das sag ich dir.

[Einzelinterview am Arbeitsplatz]

PW: Hat dein alter Herr verstanden, warum ihr euch am letzten Schultag besoffen habt?

Spansky: Oh, ah (...) er lachte, er sagte „Stell dir mal vor, schicken die wegen sowas ’nen Brief“, weißte. Joeys Vater kam rüber, und die beiden lachten sich kaputt, weißte.

Vergessen sind die Gefahren und die Angst vor der Polizei; die ganze Episode hat sich für die ‚lads‘ *gelohnt*. Sie ist jene Geschichte aus der Schulzeit, die später am Arbeitsplatz am häufigsten wiedererzählt, ausgeschmückt und übertrieben dargestellt wird. Bald wird sie zu sowas wie persönlicher Folklore. Nachdem die Schuluniform und das Rauchen nicht mehr die vorrangigen Ursachen von Schulkonflikten sind, da immer liberalere Schulordnungen eingeführt werden, dürfen wir erwarten, daß das Trinken das nächste große Schlachtfeld ist, wo die Entscheidung gesucht wird.

Die informelle Gruppe

Nachts wenn wir losgehn
Leute terrorisieren
Glaub ich wir sind antisozial
Aber es macht Spaß
Die ältere Generation
Sie lieben nicht unsere Haare

Oder die Klamotten die wir tragen
Anscheinend würden sie uns am liebsten
niedermachen
Ich weiß nicht was ich täte
Hätt ich nicht die *gang*.

(Auszug aus einem Gedicht, das Derek in der Englischstunde verfaßt hat.)

In mancher Hinsicht läßt die Opposition der ‚lads‘, wie wir sie nun kennengelernt haben, sich als klassisches Beispiel für

den Gegensatz zwischen dem Formellen und dem Informellen auffassen. Die Schule ist der Bereich des Formellen. Sie hat eine sichtbare Struktur: das Schulgebäude, Schulordnungen, pädagogische Praxis, eine Hierarchie der Lehrer, deren Vollmachten letzten Endes, wie wir aus wichtigem Anlaß sahen, letztlich durch den Staat, durch den Pomp und die Majestät des Gesetzes und durch den repressiven Arm des Staatsapparates, die Polizei, sanktioniert ist. Die ‚ear’oles‘ investieren in diese formelle Struktur und erwarten – als Ersatz für ihre verlorene Autonomie –, daß die offiziellen Wächter die heiligen Regeln einhalten werden – oft über ihre tatsächlichen Pflichten hinaus. Was von den Gläubigen freiwillig geopfert wird, muß von den Ungläubigen genommen werden.

Die Gegen-Schulkultur ist die Zone des Informellen. Dort werden die feindlichen Übergriffe des Formellen geleugnet – und sei es um den Preis, daß Opposition nur im Stil, in der Mikro-Interaktion und in nicht-öffentlicher Rede zum Ausdruck gebracht wird. Ganz allgemein wird Opposition in der Arbeiterschicht oft als Rückzug ins Informelle praktiziert, und sie wird in ihren typischen Formen knapp jenseits der Reichweite des Gesetzes zum Ausdruck gebracht.

Ogleich es in der Gegen-Schulkultur keine öffentlichen Rollen, physischen Strukturen, anerkannten Hierarchien oder institutionalisierten Institutionen gibt, kann sie nicht allein von Luft leben. Sie braucht ihre eigene materielle Basis, ihre eigene Infrastruktur. Dies ist natürlich die soziale Gruppe. Die informelle Gruppe ist die Grundeinheit dieser Kultur, die fundamentale Quelle ihres Widerstandes. Sie lokalisiert und ermöglicht alle anderen Elemente der Kultur, und gerade ihr Vorhandensein unterscheidet die ‚lads‘ von den ‚ear’oles‘.

Die Bedeutung der Gruppe ist den Mitgliedern der Gegen-Schulkultur ganz klar.

[In einer Gruppendiskussion]

Will: (...) wir sehen uns jeden Tag, nicht wahr, in der Schule (...)

Joey: Das ist’s, wir haben so ’ne Art zu reden entwickelt, so ’ne Art, uns zu benehmen, und wir haben nur Verachtung für Pakis, Jamaikaner und all die andren ... für all diese

Krüppel und die dreckigen ear’oles und so (...) Wir kommen schon klar, wir kennen mit der Zeit alle Schliche, weißte, wie man die Schule schwänzen kann, und wir wissen, wo wir uns mal ’ne Lulle anstecken können. Komm rüber ins Jugendzentrum, häng rum, und da sind sie, alle deine Freunde sind da, weißte, so ist’s da und so wird’s auch nächstes Jahr sein, ja, und du weißt, du brauchst heute, wenn’s dir schlecht geht, nur in die Schule zu gehn, und da sind deine Kumpel und die bringen dich wieder auf gute Gedanken, weil, ohne sie könntest du’s keine zehn Minuten in dieser Schule bringen, ohne daß du mal über irgendwas blödeln kannst.

PW: Eure Kumpel sind also in der Schule unheimlich wichtig für euch?

–: Yeah.

–: Yeah.

–: Yeah.

Joey: Wirklich, sie sind so ziemlich das beste.

Das Wesentliche daran, „einer von den lads“ zu sein, liegt in der Gruppe. Es ist unmöglich, allein für sich eine bestimmte Kultur zu bilden. Man kann nicht für sich allein Spaß, Atmosphäre und soziale Identität schaffen. Sich der Gegen-Schulkultur anschließen heißt, sich einer Gruppe anschließen; und sie erleben heißt, mit der Gruppe beisammen sein.

[In Einer Gruppendiskussion darüber, was es heißt, „einer von den lads“ zu sein]

Joey: (...) wenn du allein rumhängst, das ist nicht gut, aber wenn du mit deinen Kumpels rumhängst, dann sind alle zusammen, wir blödeln rum, und das ist Sache.

Bill: Wenn du was andres machst als die andern, fühlst du dich draußen.

Fred: Du fühlst dich draußen, ja, ja. Irgendwie denkst du, äh, die andern denken ...

Will: In der zweiten Klasse ...

Spansky: Ich kann mir vorstellen ... weißte, wenn ich ’nen Tag zu Hause bleib und wenn ich dann am nächsten Tag wiederkomm, und da ist was abgelaufen an dem Tag, wo ich weg war, dann denk ich mir, warum bin ich bloß den

Tag weggeblieben, weißte, was hätt ich 'nen Spaß gehabt, weißt du, was ich meine, du kommst wieder und sie sagen „Wa, du hättest gestern da sein sollen“, weißte.

Will: (...) wie in der ersten und zweiten Klasse, da kannst du sagen äh hm ... du bist selbst ein bißchen ein ear'ole, ja. Dann willst du rausfinden, wie es ist, äh ... einer von den Jungs zu sein, das willst du mal wissen, nicht ein ear'ole sein, mal reinzuschmecken, und da findest du dann Geschmack daran.

Solche Gruppen, obgleich informell, haben dennoch Regeln, die sich beschreiben lassen – auch wenn sie sich typischerweise im Gegensatz zu dem entwickeln, was Regeln sonst bedeuten.

PW: (...) Gibt es in eurer Gang irgendwelche Regeln?

Pete: Wir übertreten nur die anderen Regeln.

Fuzz: Wir haben keine Regeln bei uns, oder?

(...)

Pete: Wir haben sie umgekehrt.

Will: Wir haben keine Regeln, aber wir halten zusammen, bei vielen Sachen halten wir zusammen, weißte, äh ... z.B. würd ich nie jemand seine Frau, oder Joeys Frau, sieh mal, umnieten, und sie würden's mit meiner nicht machen, falls du weißt was ich meine, solche Sachen oder, äh. Oder du läßt ihn mal an der Lulle ziehen, er läßt dich mal ziehen oder so, ja.

Fred: Das sind keine Regeln, das ist einfach echtes Verständnis.

Will: Das ist's, ja.

PW: (...) Und was versteht ihr unter Verständnis?

Will: Äh ... ich meine, nicht ... ich selbst, ich glaube unter uns gibt's nicht viele, die Erst- oder Zweitklässler ausnehmen, wirklich, weißte, wenn Fred z.B. zu mir kommt und sagt, äh ...“ Ich hab grad dem Zweitklässler da drüben zwei Shilling abgenommen“, da würd ich sagen „Was für'n Schwein“, weißte.

(...)

Fred: Wir halten zusammen wie die Diebe, sagen die Leute über uns. Ja, wir halten zusammen.

In informellen Gruppen besteht ein universelles Tabu³, das die Weitergabe belastender Informationen an Träger formeller Macht verbietet. Einen andern anzeigen, das widerspricht dem Wesen der informellen Gruppe: ihr Ziel ist es, oppositionelle Bedeutungen gegen das Eindringen des ‚Gesetzes‘ zu wahren. Die Hammertown-lads nennen es „grassing“ (Petzen). Die Lehrer nennen es Wahrheit. ‚Wahrheit‘ ist das formelle Komplement zum ‚Petzen‘. Die formelle Organisation kann ihr Primat nur wahren, indem sie jemanden dahin bringt, andere zu ‚verpetzen‘; ihn zwingt, das feierlichste Tabu zu brechen. Kein Wunder also, daß eine ganze Schule anläßlich eines schwereren Zwischenfalls und der anschließenden Bestrafung von Krämpfen geschüttelt wird. Es ist ein atavistischer Kampf um Autorität und um die Legitimität von Autorität. Die Schule muß gewinnen, und letztlich muß irgend jemand ‚petzen‘: dies ist eine der Arten, wie die Schule sich reproduziert und wie der gute Glaube der ‚ear'oles‘ wiederhergestellt wird. Aber der Petzer wird ausgesondert, geschnitten, gebrandmarkt. Dann wird sein massiver Charakterfehler, der schon immer vorhanden, aber bis jetzt noch nicht sichtbar geworden war, von den ‚lads‘, im Rückblick wie im laufenden Geschehen, einer harten Beurteilung unterzogen:

[In einer Gruppendiskussion über den ‚infamen Feuerspritzen-Zwischenfall‘, bei dem die ‚lads‘ einen Hydranten aus der Schule holten und in den öffentlichen Park schleppten]

PW: Es war, wie sich zeigte, der größte Zwischenfall des Jahres, nicht wahr?

Joey: Es hat sich zu 'nem Mordshorror ausgewachsen. Es war nur sowas [schnickt mit den Fingern], ein Tropfen ins Meer, soviel ich sehe, als wir's machten. Nicht schlimmer als an der Ecke stehen und rauchen oder aus dem Shop ein paar Fritten mausen.

PW: Was passierte? (...)

–: Webby [er steht am Rand der Gegen-Schulkultur] hat gepetzt.

Joey: Simmondsy nahm mich allein beiseite und sagte „Einer aus der Gruppe hat gesungen und versucht, Fuzz die ganze Schuld zu geben“. Aber er hatte nur Webby dabei.

Spansky: Wir haben da draußen geraucht.

Spike: So ist er. Du hattest 'ne Lulle, wa? [zu Fuzz]

Spansky: Und Webby bittet um 'nen Zug, also gibt er Webby die Lulle. Rogers [ein Lehrer] marschiert durch die Tür, und er kam so [demonstriert es] daher und der Kerl sagt „Es ist nicht meine, Sir, ich halte sie nur für Fuzz“.

Will: Vorher drunten im Park (...) das olle Ding, Eddie und ich haben es rausgeschleppt, nicht wahr, ich und Eddie, und der Parkie kommt dahergelaufen, weißte, also ich und Eddie rennen zur andern Seite rüber, und da hockten wir, weißte, wie die Affen auf dem Schleifstein, und Webby stand da, und der Parkie geht auf ihn zu und sagt „Mach schon, verschwinde, verschwinde aus dem Park, jau, du hast Parkverbot“, und er sagt, wie er an uns vorbei geht, an mir und Eddie, da sagt er „Ich weiß, ihr seid es nicht gewesen, ihr seid hier gesessen“, und Webby rief weiter, „Ich war's nicht, es war ...“ und er wollte es grade sagen, nicht wahr?

Eddie: So war's, ich sagte „Schhhh!“ und er erinnerte sich noch rechtzeitig, uns nicht zu verpetzen.

Die Mitgliedschaft in der informellen Gruppe macht den Einzelnen ganz allgemein für die unsichtbaren informellen Dimensionen des Lebens empfänglich. Hinter den offiziellen Definitionen der Dinge eröffnen sich weite Landschaften. Irgendwie entwickelt sich die doppelte Fähigkeit, einerseits öffentliche Sachverhalte und Ziele zu registrieren und andererseits dahinterzublicken, ihre Implikationen zu erwägen und herauszufinden, was tatsächlich vorgeht. Diese Fähigkeit zur Interpretation wird oft als eine Art Reife empfunden, als ein Gefühl, daß man ‚weltklug‘ wird, daß man weiß, ‚wie die Dinge wirklich laufen, wenn es darauf ankommt‘. Es verleiht dem ‚echten‘ Insider ein Wissen, das ihm tatsächlich hilft, den Tag zu überstehen.

PW: Meint ihr, daß ihr in der Schule etwas gelernt habt, hat sie eure Wertungen verändert oder geprägt?

Joey: Ich glaube nicht, daß die verdammte Schule irgendwas bewirkt (...) sie hat nie viel Wirkung auf irgend jemand, glaube ich [nachdem] man die Hauptsachen gelernt hat.

Schule, verstehste, das sind beschißne vier Stunden am Tag, aber es sind nicht die Lehrer, die dich prägen, es sind die Kerle, mit denen du zusammen bist. In der Schule bist du nur dreißig Prozent deiner Zeit mit den Lehrern zusammen, die anderen zwei Drittel sind Gerede, Quatsch machen, Streit anfangen, auf den Putz hauen.

Die Gruppe bietet auch die Kontakte, die es dem Einzelnen erlauben, sich alternative Landkarten der sozialen Realität zu entwerfen. Sie liefert dem Einzelnen die nötigen Informationen, mittels derer er herausfinden kann, was die Dinge ‚zum Laufen bringt‘. Im Grunde ermöglicht es nur die Gruppe, andere Gruppen zu treffen und durch sie wiederum neue und immer neue Gruppen. Schulgruppen koalieren und verbünden sich weiter mit Nachbarschaftsgruppen und bilden so ein Netz für die Weitergabe ganz bestimmter Arten von Wissen und Einsichten, während die Schule nur noch am Rande die Erfahrung vermitteln kann, was es bedeutet, ein Teenager aus der Arbeiterklasse in einer Industriestadt zu sein. Die Infrastruktur der informellen Gruppe ist es, die überhaupt erst eine eigenständige Form des *Klassenkontakts* – oder der *Klassenkultur*, im Unterschied zur herrschenden – ermöglicht.

Die Schul-Gegenkultur verfügt bereits über eine ausgeprägte Form des inoffiziellen Tauschs und Austauschs, beruhend auf ‚Organisieren‘, ‚Abstauben‘, ‚Taichen‘, ‚Gelegenheiten‘ – ein Muster, das natürlich in der Welt der erwachsenen Arbeiter noch deutlicher sichtbar wird.

Fuzz: Wenn einer zu mir sagt „Ich brauch 'ne Kassette, und zwar auf die Billige“, dann sag ich, gut, reden wir drüber, einer von uns hört mal was von 'ner Kassette, auf die Billige, weißte, dann machste eben den Deal für ihn und sagst „Gut, ich besorg dir die Kassette“.

Kulturelle Werte und Interpretationen zirkulieren ‚illegal‘ und informell, ähnlich wie Waren.

Die Opposition gegen die Schule manifestiert sich hauptsächlich im Bemühen, symbolisch und physisch von der Institution und ihren Regeln abzurücken und ihren mächtigsten erkennbaren Zweck zu vereiteln: einen zur Arbeit zu bringen. Das Gewinnen wie der Preis – eine Art der Selbstleitung – entwickeln nachhaltig informelle kulturelle Bedeutungen und Praktiken. Die dynamischen Aspekte des Lehrer/Schüler-Verhältnisses sollen später untersucht werden. Sobald eine Gegen-Schulkultur voll entwickelt ist, haben ihre Mitglieder es gelernt, mit dem formellen System umzugehen und seine Forderungen aufs absolute Minimum zu beschränken. Da die Komplexität moderner Lehrpläne mit ihren gemischten Beteiligungsgruppen, Lehreinheiten und multiplen RSLA-Optionen ausgenutzt wird, ist dieses Minimum in manchen Fällen nur der bloße Akt der Eintragung in die Anwesenheitsliste.⁴

[In einer Gruppendiskussion über den Lehrplan der Schule]

Joey: (...) von einem Montagnachmittag haben wir nichts, oder? Nichts was wirklich mit der Schule zu tun hat. Dienstagnachmittag haben wir Schwimmen, und dann stopfen sie dich den Rest des Tages ins Klassenzimmer, Mittwochnachmittag ist Sport, und dann hast du nur noch Donnerstag- und Freitagnachmittag zum Arbeiten, wenn du das Arbeit nennen willst. Die letzte Stunde am Freitagnachmittag hängen wir einfach rum, die Hälfte von uns schleicht sich raus und die andre hockt sich in die Bänke und pennt einfach weg (...)

Spansky: (...) Laß die Stunde ausfallen, geh rauf zur Böschung, zünd dir 'ne Aktive an, in der nächsten Stunde gehst du zu 'nem Lehrer, der dich einträgt. (...)

Bill: Man kann auch leicht nach Hause gehen, wie er [Eddie] ... letzten Mittwochnachmittag ließ er sich eintragen und ging heim (...)

Eddie: Ich brauch an diesem Nachmittag gar nicht in der Schule zu sein, ich soll doch im College sein [bei einem angeschlossenen Kurs, wo die Schüler einen Tag in der Woche am College Berufskunde hörten].

PW: Wann habt ihr zum letzten Mal schriftliche Arbeit aufgehört?

Will: Wann wir was geschrieben haben?

Fuzz: O, ah, das letzte Mal, das war in Berufskunde, weil, ich hab „ja“ auf 'nen Fetzen Papier geschrieben, das hat mir den Rest gegeben.

PW: Warum hat's dir den Rest gegeben?

Fuzz: Schreiben, meine ich, weil ich mal probieren wollte, das ganze Schuljahr durchzukommen ohne was zu schreiben. Aber seit die Schule angefangen hat, hab ich nichts getan. [Das Schuljahr war halb vorbei.]

Das Schuleschwänzen ist ein sehr unpräziser – sogar bedeutungsloser – Maßstab für die Ablehnung der Schule. Und dies nicht nur wegen des Usus, mal schnell in der Schule reinzuschauen und sich in die Anwesenheitsliste eintragen zu lassen, bevor man wieder verschwindet (was die ‚lads‘ zu einer hohen Kunst entwickelt haben), sondern auch weil es nur ein Aspekt dessen ist, was wir korrekter als informelle Mobilität der Schüler bezeichnen. Manche ‚lads‘ entwickeln die Fähigkeit, sich nach Belieben in der Schule umherzubewegen, zu erstaunlicher Meisterschaft. Sie konstruieren sich buchstäblich ihren eigenen Tageslauf aus dem, was die Schule bietet. Das Schwänzen ist lediglich eine relativ unbedeutende und krude Variante dieses Prinzips der Selbstleitung, die große Teile des Lehrplans erfaßt und viele verschiedene Aktivitäten einbegreift: sich von der Klasse entfernen, im Klassenzimmer sein und nichts tun, sich im falschen Klassenzimmer aufhalten, durch die Korridore streifen und nach interessanten Zwischenfällen Ausschau halten, heimlich schlafen. Das entscheidende Talent, das alle diese Möglichkeiten miteinander verbindet, ist die Fähigkeit, sich aus jedem beliebigen Klassenzimmer zu entfernen: die Erhaltung der persönlichen Mobilität.

[In einer Gruppendiskussion]

PW: Regt sich denn niemand darüber auf, wenn ihr nicht in der Klasse seid?

Fuzz: Ich hab 'ne Bestätigung vom Koch, daß ich ihm helfe. (...)

John: Du gehst einfach zu ihm [einem Lehrer] hin und sagst „Kann ich mal rausgehen, ich hab zu tun?“ Er wird sagen „Gewiß, jederzeit“, weil, sie wollen dich sowieso loswerden, weißte.

Fuzz: Besonders wenn ich mal frage.

Pete: Du kennst doch die Löcher draußen auf'm Flur, ich wollte nicht zur Sportstunde gehen, und er sagt mir, ich soll seinen Schlüsselbund holen, also hab ich ihn in das Loch im Flur geschmissen, und dann mußte ich einen Rechen holen und ihn wieder rausangeln.

Für den Erfolgreichen kann der Überfluß zur Plage werden. Es kann schwierig werden, sich zwischen selbstorganisierten Routen durch den Tag zu entscheiden.

Will: (...) was wir da getan haben, Kartenspielen in diesem Zimmer, weil wir da die Tür abschließen können.

PW: Welches Zimmer ist das?

Will: Lehrmittelzimmer, wo wir diese Regale zusammenbauen [eine neue Einrichtung für den Stellvertretenden Rektor], sollten wir jedenfalls.

PW: Ah, oh, ihr macht immer noch diese Regale!

Will: Wir sollten sie längst fertig haben, aber wir liegen bloß auf den Regalen rum, spielen Karten oder versuchen 'ne Runde zu schlafen (...) naja, es wird schon was langweilig, ich würd lieber hingehen und mich ins Klassenzimmer setzen.

PW: In welche Stunden würdest du denn gehen?

Will: O, Physik, find ich, weil, da gibt's manchmal Blödsinn.

Diese Selbstleitung und Vereitelung der formellen Ziele der Organisation ist auch ein Angriff auf die offiziellen Zeitbegriffe. Die schwierigste Aufgabe des Stellvertretenden Rektors ist die Erstellung der Stundenpläne. Bei einer großen Schule, wo in der fünften Klasse verschiedene Optionen möglich sind, muß alles mit größter Sorgfalt aufeinander abgestimmt werden. Die ersten Wochen des Schuljahrs vergehen mit ständigen Revisionen, da jüngere Lehrer sich beschweren und bestimmte Kombinationen sich als undurchführbar erweisen. Zeit ist wertvoll wie Geld und darf nicht vergeudet werden. Alles muß in

einer Art Balanceakt auf die Ziele der Schule abgestimmt werden. Die Fächer werden als gemessene Zeitblöcke aufgefaßt und sorgfältig aufeinander abgestimmt. Die Institution besteht nicht nur aus den Schulgebäuden, sondern auch aus dem Lehrplan. Die komplizierten Tabellen an der Wand des Rektors zeigen, wie er funktioniert. Theoretisch ist es möglich festzustellen, wo jeder einzelne in jedem Augenblick des Tages ist. Aber bei den ‚lads‘ scheint dies nie zu funktionieren. Wenn jemand sie kontaktieren will, dann ist es viel wichtiger, ihren Rhythmus und ihre Bewegungsmuster zu kennen und zu verstehen. Diese Rhythmen widersetzen sich den offenbaren Zielen des Zeitplans und seinem impliziten Zeitbegriff. Die allgemeine Klage der Lehrer und ‚ear'oles‘ über die ‚lads‘ lautet, daß sie ‚wertvolle Zeit vergeuden‘. Zeit ist für die ‚lads‘ nicht etwas, womit man sorgfältig haushalten und das man, um angestrebte Ziele in der Zukunft zu erreichen, sparsam ausgeben muß. Für die ‚lads‘ ist Zeit etwas, das sie jetzt für sich beanspruchen, als Aspekt ihrer unmittelbaren Identität und Selbstleitung. Man nutzt die Zeit für die Erhaltung eines Zustands – das Zusammensein mit den ‚lads‘ –, nicht für das Erreichen eines Ziels – Qualifikation.

Natürlich kommt manchmal das bedrängende Gefühl der Zeitknappheit auf, und die Einzelnen erkennen, daß das Ende des Schuljahres näher rückt und daß sie einen Job finden müssen. Doch was ihre Kultur betrifft, so ist Zeit im wesentlichen ein Zustand der Freiheit von institutioneller Zeit. Ihre eigene Zeit verstreicht stets als die gleiche Sache, in gleichen Einheiten. Sie ist nicht verplant, sie wird nicht als Verlust oder erwartete Veränderung gezählt.

„Was zu lachen haben“

„Sogar Kommunisten lachen“ (Joey)

Der Freiraum, den sich die informelle Gruppe gegen die Schule und ihre Vorschriften ertrotzt, wird eingesetzt für die Entwicklung und Ausformung bestimmter kultureller Fähigkeiten,

die hauptsächlich als Anlaß dienen, ‚was zu lachen zu haben‘. Das Lachen (the ‚laff‘) ist in der Gegen-Schulkultur ein facettenreiches Mittel von ungeheurer Bedeutung. Die Fähigkeit, es zu produzieren, ist eines der Merkmale, die definieren, wer zu den ‚lads‘ gehört – „wir können sie zum Lachen bringen, sie können uns nicht zum Lachen bringen“. Doch es wird auch in manchem andren Kontext eingesetzt: um Langeweile und Furcht zu vertreiben, um Härten und Probleme zu überwinden – als Ausweg aus jeglicher Schwierigkeit. Dieses Lachen ist in jeder Hinsicht das bevorzugte Instrument der informellen Struktur, wie der Befehl das der formellen ist. Und natürlich begreifen die ‚lads‘ die besondere Bedeutung des Lachens.

[In einem Einzelgespräch]

Joey: Ich glaube, das Lachen ist verdammt das Wichtigste bei allen Dingen. Nichts kann mich dran hindern zu lachen (...) Da erinnere ich mich mal, da waren ich, John und der andre Typ, ja, und die zwei Typen kamen daher und verdroschen mich aus irgend ’nem Grund. John und der andere Typ waren auf und davon (...) Ich versuchte ihnen einen raufzudrücken, aber ich kriegte dauernd die Jacke voll ... da lief ich davon, und wie ich so rannte, schnappte ich mir ne Handvoll Schnee vom Boden, schmiß sie mir ins Gesicht, und dann lachte ich mich schief und krumm. Die andren sagten dauernd „Verdammt, was gibt’s da zu lachen?“ Ich hätte Angst haben sollen, aber ich hab wie irre gelacht (...)

PW: Was ist mit dem Lachen los (...) warum ist es so wichtig?

Joey: (...) ich weiß nicht, warum ich lachen muß, ich weiß nicht, warum es so wichtig ist. Es ist einfach so (...) ich glaub, es ist ’ne gute Gabe, das ist alles, weil, damit kommst du aus jeder Scheiße raus. Wenn du lachen kannst, wenn du dich selbst zum Lachen bringen kannst, ich meine wirklich, echt überzeugend, dann kann es dich aus ’ner Million Schwierigkeiten rausbringen (...) du würdest total Amok laufen, wenn du nicht manchmal dann und wann was zu lachen hättest.

Die Schule ist in der Regel ein fruchtbarer Nährboden für

das Lachen. Vor allem die Schule formt und entwickelt das besondere Ambiente für den eigentümlichen Humor der ‚lads‘. In einem späteren Kapitel werden wir sehen, wie gewisse pädagogische Stilformen als Material für Komik und Kulturentwicklung dienen. Im Augenblick aber können wir festhalten, wie spezifische autoritäre Themen von ihnen abgewandelt und humoristisch verulkt werden. Viele ihrer Streiche und Scherze würden an einem anderen Ort nicht die gleiche Bedeutung haben oder auch nur spaßig sein. Wenn ein Lehrer das Klassenzimmer betritt, wird ihm zugerufen: „Ist schon gut, Sir, der stellvertretende Rektor übernimmt die Klasse, Sie können eine Freistunde nehmen, hat er gesagt.“ Die ‚lads‘ halten Zweit- und Drittklässler vor der Schule an und erzählen ihnen: „Mr. Argyle will dich sprechen, ich glaube, du kriegst Schwierigkeiten.“ Bald ist Mr. Argyles Zimmer von verängstigten Kindern überlaufen. Ein neuer Lehrer wird angehalten und gebeten: „Ich bin neu in der Schule, der Rektor hat gesagt, Sie könnten mich herumführen, bitte“, und der neue Lehrer versucht es tatsächlich, bis unterdrücktes Gelächter den Streich verrät. Als ein Gerücht umgeht, daß der Rektor die Handschriften aller Schüler prüfen will, um herauszufinden, wer die frisch verputzte Wand im Neubau beschmiert hat, prahlt Fuzz: „Meine kann der Scheißer nicht kontrollieren, ich hab nichts abgegeben.“ Scherzhaft wird der kritische Punkt getestet, wo die Autorität – im geheiligten Tabu gegen das Petzen – mit dem informellen Kodex kollidiert, und es finden Petzereien mit dem Ziel statt, den Lehrer zur resoluteren Erfüllung seiner Rolle zu drängen, wie etwa, „Bitte, Sir, bitte, Sir; Joey schwätzt / Hat einen Kompaß gestohlen / bohrt in der Nase / killt Percival / wichst unter der Bank / läßt ihnen die Luft aus den Reifen“.

Allgemeiner gesagt, ist das Lachen Bestandteil eines respektlosen, marodierenden Fehlverhaltens. Wie eine Besatzungsarmee aus der unsichtbaren informellen Dimension streifen die ‚lads‘ durch die Gegend, stets auf der Suche nach Gelegenheiten, sich über etwas lustig zu machen, etwas zu verhöhnen, etwas anzustiften. Sogar fest abgegrenzte, wohlbewachte Bereiche des Formellen, etwa die Schülerversammlung, bieten

viele Möglichkeiten zu solchem gewollten Fehlverhalten. Während der Versammlung leert Spansky die Jackentaschen des vor ihm sitzenden Schülers aus und fragt ostentativ „Wem gehört das?“, während Joey die Jacketts seiner Mitschüler mit Klammern an den Stuhllehnen befestigt und andere den kollektiven Gesang stören:

Joey: Wenn wir alle in der Aula sind, dann ist's unsere Hauptbeschäftigung, mit den kleinen Klammern zu spielen, die die Stühle zusammenhalten. Wenn du sie abmachst, kannst du einem die Jacke am Stuhl festklemmen, dann brauchst du nur zu warten, bis er aufsteht ... und du hörst gar nicht zu ... du mußt wirklich aufpassen, damit der Clark [stellvertretender Rektor] dich nicht sieht und vor die Klasse ruft. Bei den anderen Lehrern ist's egal.

(...)

Joey: Sogar bei der Hymne ... wenn sie uns singen lassen –

PW: Aber lassen sie euch denn singen? Ich hab nicht viele von euch singen hören –

–: Ich bin nur dagestanden und hab meinen Mund bewegt.

–: Wir haben nur ein einziges Liederbuch für die ganze Klasse. Wir haben eines für 25 Mann –

–: Wenn wir schon mal singen, machen wir Quatsch

Fuzz: Wir singen die falschen Verse ... Wenn wir also Vers eins singen sollen, singen wir Vers drei.

[Gelächter]

Bei Filmvorführungen in der Aula knüpfen sie unentwirrbare Knoten in die Projektorkabel, werfen Schattenrisse in Form von Tierköpfen oder irgend welchen Obszönitäten an die Leinwand und knuffen und rempeln fröhlich die vor ihnen hockenden ‚ear'oles‘ in den Rücken.

Wandern sie in der Mittagspause durch den Park neben der Schule, dann schalten sie am Fahrrad des Parkwächters den Dynamo ein, „damit der Arsch langsamer vorwärts kommt“. Sie schieben und zerren alles davon, was nicht niet- und nagelfest ist, kippen Mülltonnen aus und beschmierern Verkehrszeichen. Wo privates Eigentum wehrlos und unbewacht ist, dient es ebenfalls als Zielscheibe ihres Vandalismus:

[In einer Gruppendiskussion über Vandalismus]

Pete: Gartentore!

Joey: Gartentore sind der letzte Heuler. Gartentore aushängen. Du siehst ein Gartentor, hängst es aus, schleppst es vor eine andere Einfahrt.

Bill: Das ha'm wir gemacht. Wir gingen zum Kegeln, weißte droben an der Brompton Road, und da war ein Haus zu verkaufen. Wir nahmen das Schild ‚Zu Verkaufen‘ weg und hängten es vor die nächste Tür. Dann holten wir die Milchkannen von dieser Tür fort und stellten sie vor die nächste ... Wir schleppten so'n Blumenkasten auf Beinen von der Veranda fort und knallten ihn vor die nächste Tür. So vertauschten wir alles mögliche Zeug!

Spansky: Und die Mülltonnen [Gelächter] ... jeden Abend steigen wir irgendwo über'n Zaun und holen Gartenzwerge raus und sowas, und da war mal 'n Garten, da hatte es einen fischenden Zwerg am Tümpel, eine Sonnenuhr, eine Brücke, und das alles in einem Garten! Gleich an der Straße die Sonnenuhr, er packte sie an einem Ende, ich am andren, und wir schleppten sie weg und schmissen sie in (...)

Ausflüge außerhalb der Schule sind für die Lehrer ein Albtraum. Zum Beispiel die Exkursion ins Museum. Unheilverkündend ist schon, daß die hinteren Sitze im Bus für die zu spät kommenden ‚lads‘ freigelassen werden. Bald breitet eine blaue Rauchwolke sich im Fonds aus, obwohl nie brennende Zigaretten zu sichten sind. Wenn der Bus zurückgegeben wird, stellt der Verleiher fest, daß die hinteren Sitze allesamt mit Namenszügen und Klecksen in wasserfester Tinte beschmiert sind. Der Rektor schickt die Schuldigen am nächsten Tag zur Garage, damit sie „um des guten Rufs der Schule willen“ den Bus säubern.

Im Museum fallen die ‚lads‘ wie ein Heuschreckenschwarm über Pomp und Würde her. In einer nachgebauten viktorianischen Apotheke, vor der klar und deutlich ein Schild besagt: „Bitte nicht berühren“, hantieren, zerren, stoßen, probieren, testen und befingern die ‚lads‘ alles, was in ihrer Reichweite liegt. Aus den hohen Krügen auf der Theke greifen sie sich mit vollen Händen altmodische Hustenpastillen von dunnemals und

flegeln sich in Lehnstühle, die sie in der Kippe balancieren, um mal zu sehen, was sie aushalten'.

Um ein Modelldorf drängeln sich fünfzehn Rücken, die dem aufmerksamen Wärter die Sicht versperren. Spansky sagt mit gespielter Aufregung, „Oh, sieh mal, eine Trambahn ist entgleist“, während er ihr mit dem Finger einen flotten Schubs gibt, und Joey packt einen der winzigen, liebevoll gebastelten und aufgestellten Menschen, „Ich hab einen der Einwohner gekidnappt“.

Sobald sie dem Lehrer entwischen können, gehen sie auf die Straße hinaus, „um eine zu rauchen“. Joey seziert sein kleines Männlein, um „zu sehen, was drin ist“, und Spansky macht sich Sorgen, die Hustenpastillen könnten ihn vergiftet haben. Alle stehen im Kreis und deuten zum Himmel hinauf: „Da ist es, grad über dem Haus“, oder sie starren unverwandt auf den Boden und brechen in Gelächter aus, wenn sich ein kleiner Menschauflauf bildet. Sie bleiben vor einem Fernsehgeschäft stehen und glotzen die Frau an, die die Auslage dekoriert, „Los, wir starren jetzt alle die Lady an, bis sie rot wird“. Sie schaffen es auch und ziehen johlend weiter. Diejenigen, die Geld dabei haben, gehen auf ein Glas ins Pub, wo sie mit lauter Stimme über die Schule schwadronieren und unsicher kichern, wenn jemand zu ihnen hinschaut. Als sie, wieder zu spät, zum Bus zurückkehren, wo die Rücksitze für sie freigehalten wurden, verpetzen sie einander spaßhaft beim jungen Lehrer: „Mit Spansky stimmt was nicht, Sir, sein Atem stinkt“; „Ed-dies Mund brennt, Sir, haben Sie vielleicht was zum Löschen?“

Am nächsten Tag, wieder in der Schule, werden sie zum Rektor gerufen, weil der Autoverleih eben angerufen hat, aber vor der Tür zum Rektorzimmer sind sie sich nicht schlüssig, für welche Schandtät sie diesmal eine Standpauke einfangen. „Vielleicht wegen den Hustenpillen?“ „Vielleicht weil wir im Bus gesungen haben?“ „Vielleicht der Schnaps?“ „Vielleicht weil wir das Heu im Park angezündet haben?“ „Vielleicht weil wir dem Parkwärter gesagt haben, er soll sich verpissen?“ „Vielleicht wegen dem Spielzeuggdorf?“ Überrascht und erleichtert vernehmen sie, daß es wegen der Tinte auf den Sitzpolstern war. Immer wenn einer der ‚lads‘ zum Rektor ge-

rufen wird, ist seine erste Sorge, im Geist die vielen Streiche zu rekapitulieren, über die er eventuell ausgefragt werden könnte, und seine zweite Sorge ist, sich für alle Fälle eine glaubwürdige Geschichte auszudenken. Wenn das Formelle und das Informelle sich überschneiden, sind Schuldgefühl und Verwirrung des Burschen viel größer als der Schuldvorwurf im Kopf des Rektors. Mitunter ist er echt überrascht über die Banalität und Geringfügigkeit der Missetat, die „den ganzen Trubel ausgelöst hat“ – besonders im Blick auf das verborgene Land der Schandtaten, das hätte entdeckt werden können.

Natürlich brauchen die ‚lads‘ nicht immer äußere Anlässe oder Opfer für ihr Gelächter. Interaktion und Konversation in der Gruppe nehmen oft die Form der Anpöbelei an. Ihr Umgang miteinander ist körperbetont und rau, wobei Schläge, Stöße, Karatehiebe, Armverrenken, Tritte, Reißen und Zerren, oft gegen einen Einzelnen gerichtet, endlos weitergehen, manchmal bis zu dem Punkt, wo Tränen fließen. Das Hänkeln oder Anpöbeln ist ähnlich rau und gilt oft denselben Einzelnen und für die gleichen Schwächen. Dies kann etwa jemandes angebliche Dummheit sein. Welche Ironie, da die ‚lads‘ die Schule generell ablehnen; darin zeigt sich eine Spur jener konventionellen Werte, die sie sonst jederzeit ablehnen. Zwar verweigern die ‚lads‘ die konventionellen Formen, eigene Fähigkeiten zu zeigen, doch die Fähigsten unter ihnen haben es sicherlich gern, als ‚clever‘ zu gelten. Gewisse kulturelle Werte wie schnelles Sprechen und Humor schlagen sich ohnehin in manchen Schulfächern nieder. Joey zum Beispiel führt im Fach Englisch einen gewagten Balanceakt zwischen ‚Lachen mit den lads‘ und hin und wieder einem brillanten Aufsatz aus. In mancher Hinsicht wird offenkundige Dummheit bei den ‚lads‘ stärker pönalisiert als bei den Lehrern, die ‚nichts Besseres erwarten‘. Sehr oft ist das Thema des Anpöbelns sexueller Art, doch alles andere ist ebensogut geeignet; je persönlicher, schärfer und treffender, desto besser. Die Seele ihres Humors ist Verächtlichmachung: das dauernde Aufspüren von Schwächen. Es braucht Geschicklichkeit und kulturelles Know-how, um solche Attacken zu führen, und noch mehr, um ihnen zu widerstehen.

[Eine Gruppe von ‚lads‘ während der Schulpause]^o

Eddie: X läßt sich von seiner Frau beim Pissen den Pimmel halten. [Gelächter]

Will: Frag ihn mal, wer ihm den Arsch putzt. [Gelächter]

Spike: Dieser dreckige Bastard ... ich wette, der wechselt ihr die Binden.

Spansky: Mit den Zähnen! [Noch mehr Gelächter]

[X kommt hinzu]

Spansky: Haste mittags gepißt?

Bill: Oder geschissen?

Spansky: Du armer kleiner Dreckfink ... ich könnte sowas nicht tun.

Bill: Warte mal, halt mir meinen Schwanz, ich muß pissen. [Gelächter]

X: Wieso, ich bin ...

Will [unterbricht]: Er weiß es nicht mal.

Bill: Hält deine Frau dir beim Pissen den Schwanz?

X: Wer? Was? [Gelächter, Unterbrechungen]

–: Du.

X: Wer?

–: Du!

X: Wann?

Spike: Du hast's getan, du hast es Joey doch erzählt. Joey hat's mir erzählt.

Dauernd werden Pläne ausgeheckt, wie man einzelnen, die nicht da sind, einen Streich spielen könnte. „Wenn er kommt, schicken wir ihn nach Coventry.“ „Wir lachen über alles, was er sagt.“ „Wir tun so, als verstünden wir nichts, und sagen dauernd ‚Wie? Was meinst du?‘“ Manche Einzelne erlangen eine besondere Reputation und ziehen sich dauernd Hänseleien zu, weil sie „schmutzig“ oder „dumm wie ein Holzklotz“ sind oder „imer die gleiche zerfetzte Jacke“ tragen. Die Sprache, die in der Gruppe gesprochen wird, besonders im Kontext von Spott und Anpöbeleien, ist viel gröber als die der ‚ear'oles‘; sie ist voll von ausgekotzten Fluchwörtern, kräftigem lokalen Dialekt und besonderem Argot. Die Rede, zumindest in ihren Kreisen und auf ihre eigne Weise, geht den ‚lads‘ ganz leicht von der Zunge:

[In einer Gruppendiskussion über das Schuleschwänzen]

Joey: Du suchst [beim Schuleschwänzen] immer jemand, mit dem du mal reden kannst, und du hast immer irgendwas zu bereden ... irgendwas.

PW: Was verhindert also, daß ihr euch langweilt?

Joey: Das Reden. Wir könnten ewig reden, wenn wir beisammen sind, reden, reden, reden.

Langeweile und Aufregung

PW: Was ist das Gegenteil von Langeweile?

Joey: Aufregung.

PW: Aber was ist Aufregung?

Joey: Gesetze mißachten, Gesetze übertreten, Trinken zum Beispiel.

Spike: Klauen.

Spansky: Durch die Straßen rennen.

Joey: Kaputtmachen (...) das ist das Gegenteil von Langeweile – Aufregung, das Gesetz mißachten, wenn du draußen im Plough [ein Pub] bist und an der Theke stehst, an der Theke redest, Drinks bestellst und so, und weißt, daß du erst vierzehn oder fünfzehn bist und eigentlich achtzehn sein solltest.

Mit Lachen, Reden und marodierendem Fehlverhalten läßt sich Langeweile einigermaßen wirksam, aber doch nicht gänzlich bekämpfen – eine Langeweile, die durch den Erfolg beim ‚Austricksen‘ des Systems noch zunimmt.

Die besondere Aufregung und der Nimbus, zu den ‚lads‘ zu gehören, resultieren aus anti-sozialeren Praktiken. Und diese viel extremeren Aktivitäten unterscheiden sie gründlich von den ‚ear'oles‘, wie von der Schule überhaupt. Sie haben eine positive Lust an Schlägereien, am Anzetteln von Schlägereien, am Reden über Schlägereien und über die Taktiken der Kampfsituation überhaupt. Viele wichtige Kulturwerte finden in der Schlägerei Ausdruck. Maskuline Hybris, dramatische Schauspielerei, Gruppenolidarität, die Bedeutung raschen, klaren und nicht übermäßig moralischen Denkens werden

immer wieder betont. Auch die Einstellung zu den ‚ear’oles‘ äußert sich in physischer Aggression – und mit überraschender Präzision. Gewalt und die Beurteilung der Gewalt ist die zentrale Achse, auf die die Vormachtstellung der ‚lads‘ vor den ‚ear’oles‘ sich stützt, ähnlich wie es bei den Lehrern das Wissen ist.

Im gewalttätigen Verhalten äußert sich ein restloses, wenn auch unspezifisches Engagement in einer blinden oder fehlgeleiteten Form der Revolte. Es reißt die konventionelle Tyrannei ‚des Gesetzes‘ nieder. Es beantwortet dieses mit Machismo. Es ist das letzte Mittel, einen Fluß von Bedeutungen zu unterbrechen, die unbefriedigend, von oben auferlegt oder durch die Umstände beschränkt sind. Es ist der einzige Weg, um das Banale wichtig erscheinen zu lassen. Die übliche Empfindung, daß das Selbst ein Strömen von der Vergangenheit in die Zukunft ist, wird gestoppt: die Dialektik der Zeit wird gebrochen. Wie Unfälle und andere Krisen, so werfen Schlägereien dich schmerzhaft in das ‚Jetzt‘. Langeweile und armselige Details verschwinden. Es kommt nur noch darauf an, wie du die nächsten Sekunden überstehst. Die Furcht vor dem Kampf und die anschließende Euphorie, wenn das Selbst seinen Weg in Sicherheit fortsetzen kann, machen – einmal erlebt – süchtig. Diese Gefühle werden zu permanenten Möglichkeiten, Langeweile zu lindern, und zu allbeherrschenden Elementen eines maskulinen Lebensstils und Auftretens.

Joey: Da gibt’s keine Fairness oder sowas, keinen solchen Quatsch, weißte, es ist einfach ... wenn du schon schlägerst, dann ist’s eine wüste Schlägerei, sowieso, also kannst du’s auch gleich richtig bringen und restlos siegen, indem du dir von ’nem andern helfen läßt oder indem du mit den dreckigsten Tricks gewinnst, wie Daumen aufs Auge setzen, ins Ohr beißen oder solche Sachen.

(...)

PW: Was meint ihr, gibt’s in der Schule Jungen, die einfach nicht kämpfen wollen?

Spike: Da läufste einfach sauer, wenn du einen schlägerst, und er schlägt nicht zurück.

PW: Warum?

Spike: Das macht mich verrückt, ich hasse das.

Spanksy: Ja, dieses „Ich will dich nicht schlagen, du bist mein Freund“.

PW: Na, was denkt ihr über eine solche Haltung?

Joey: Hängt ganz davon ab, ob du was gegen den Kerl hast. Wenn’s nur ’ne kleine Sache ist, sag mal, wenn er dich anrumpelt und er will sich nicht schlagen, wenn’s drauf ankommt, aber wenn er ... irgendwas wirklich Gemeines gemacht hat, da ist’s egal, ob er sich schlagen will oder nicht, du schlägst ihn trotzdem zusammen.

PW: Was empfindet ihr, wenn ihr euch schlagt?

Joey: (...) Das macht high, das ist, wie wenn du’n Schreck kriegst ... es ist das Gefühl hinterher ... ich weiß was ich spür, wenn ich schläger, das ist, wie wenn ich ihn töten muß, mein Bestes tun muß, um ihn zu töten.

PW: Habt ihr Angst, wenn ihr euch schlagt?

Joey: Ja, ich zitter, bevor ich zu schlägern anfang, ich hab wirklich Schiß, aber sobald du mal drin bist, fängst du an, deine Gedanken zu koordinieren, und dann wird’s immer besser, und dann, wenn du wirklich gut bist, dann schlägst du den Kerl zusammen. Du schmeißt ihn auf den Boden und trampelst auf seinem Kopf rum.

Wir sollten festhalten, daß die Gewalt trotz ihrer Destruktivität, ihrem anti-sozialen Wesen und ihrer scheinbaren Irrationalität nicht völlig willkürlich oder eine absolute Bedrohung der Sozialordnung ist. Selbst wenn sie sich gegen Außengruppen richtet (und dabei natürlich hilft, eine ‚In-Group‘ zu definieren), ist einer der wichtigsten Aspekte der Gewalt gerade ihre soziale Bedeutung in der eigenen Kultur der ‚lads‘. Sie bezeichnet den letzten Schritt in das informelle Statussystem und die endgültige Bestätigung in diesem. Sie verleiht eine Art ‚Ehre‘ – wie unangebracht und entstellt diese auch sein mag. Der Kampf ist der Augenblick, wo man in der Alternativkultur voll auf die Probe gestellt wird. Es wirkt sich katastrophal für die informelle Stellung und die maskuline Reputation aus, wenn man sich weigert zu kämpfen oder sich dabei besonders ungeschickt anstellt. Obwohl es von einem ‚lad‘ nicht notwendig erwartet wird, daß er Schlägereien anzettelt – das tut der

Schlägertyp, ein respektierter, meist aber nicht sehr beliebter Bursche, der selten zu Spaß und Lachen aufgelegt ist –, so muß er sich ganz gewiß schlagen, wenn er beleidigt oder belästigt wird: er muß in der Lage sein, ‚sich durchzusetzen‘, er darf keine ‚weiche Flasche‘ sein, er muß verhindern, daß die anderen ihn ‚rumschubsen‘.

Diese Bereitschaft zu kämpfen bestimmt letztlich die Hackordnung unter den Anführern und einflußreichsten Typen – nicht immer den Schlägertypen. Diese nicht allzu oft auf die Probe gestellte Fähigkeit, sich im Kampf durchzusetzen, verleiht einen Status, der – interessanterweise – meist auf anderen Eigenschaften gründet: ob jemand ein männliches Auftreten hat, ob er einer ‚berühmten Familie‘ angehört, ein spaßiger Kerl ist, gut im ‚Blödeln‘ ist oder über extensive informelle Kontakte verfügt.

Allerdings wird die Gewalt als ein gefährliches und letztlich unberechenbares Schiedsmittel erkannt, das zwischen Gleichgestellten nicht außer Kontrolle geraten darf. Verbale oder symbolische Gewalt wird bevorzugt, und wenn ein wirklicher Kampf einmal unvermeidlich ist, werden die normalen sozialen Kontrollen und das eingefahrene Status- und Rangsystem möglichst bald wieder hergestellt.

PW: (...) Wann hattest du deine letzte Schlägerei, Joey?

Joey: Vor zwei Wochen ... ungefähr vor einer Woche, Montagabend, da ging dieses blöde Gerücht um, es war wirklich doof. Weil, der Kerl hat gehört, daß ich ihn verdreschen wollte, und dabei kam es gar nicht von mir, aber er wollte sich nicht pelzen und erzählte rum, daß er auf mich wartet. Also hatten wir 'ne Schlägerei, aber die andern trennten uns. Ich also mach ihn an. Er riskiert ein freches Maul, und dann haut er mir ein Ding auf die Nase, erwischt er mich an der Nase, hier, schau, verletzt er meine Nase. Aber ich hau ihm den Daumen ins Auge, schlag ihm halb den Kopf ein, und wie sie uns dann auseinander gerissen haben, da packte ich ihn und zog ihn in die Ecke und sagte ihm, daß er jetzt weiß, daß ich keine Angst vor ihm hab und daß ich weiß, daß ich keine Angst vor ihm hab, und er hat auch keine Angst vor mir, und damit Schluß. Das war so'ne Art ...

äh ... er war aus einer Familie, eine große Familie wie unsre, das sind harte Schläger, die Jones und ... äh ... wir wollten nichts miteinander anfangen, also pack ich ihn einfach und sag ihm, wir sind quitt, also.

In allgemeineren Formen verbreitet sich der Nimbus der Gewalt, mit ihren Konnotationen von Maskulinität, durch die ganze Kultur. Die Körperlichkeit aller Interaktionen, die gespielten Rempelen und Schlägereien, die Angeberei vor den Mädchen, die Demonstration von Stärke und Überlegenheit vor den Konformisten – all dies lebt von der Grammatik der realen Kampfsituation. Es ist schwierig, diesen Stil zu simulieren, wenn man nicht reale Gewalt erlebt hat. Das Thema Schlägerei taucht auch oft im offiziellen Unterricht auf – besonders heute, in dieser Zeit der Progressivität und Relevanz. Ein Englisch-Aufsatz von Bill beginnt: „Da wir nur zu viert waren, konnten wir nicht losziehen und Pakis verkloppen“, und es geht weiter mit „Ich sah, wie er ihm den Stiefel in die Eier setzte“ und „dem Kerl den Kopf einschlagen“ bis „alles dunkel wurde“ (als der Autor selbst Prügel bezog). Im RSLA-Filmkurs, wo die Schüler selbst Kurzfilme drehen können, inszenieren die ‚lads‘ meist Stories wie Bankraub, Überfall oder Hetzjagden mit viel Gewalt. Joey ereifert sich wie sonst nie in der Schule, wenn er als Regisseur eine Kampfszene filmen will und Spansky seinen Gegner nicht realistisch annimmt. „Forder ihn richtig heraus, forder ihn richtig heraus!“ schreit er. „Du sagst ‚Ich mach dich kaputt, du verdammtes Schwein‘, nicht ‚Gut, laß uns kämpfen‘.“ Später fühlt er sich angewidert, wenn Eddie sich zum Schluß einer Schlägerei auf den am Boden liegenden Gegner wirft. „Das würdest du niemals tun, du würdest ihn in die Rippen treten und dir die Kleider nicht schmutzig machen.“

Die ewigen Themen der symbolischen und physischen Gewalt, die Grobheit im Auftreten und der Zwang, sich eindeutig maskulin zu geben, treten noch stärker in den Vordergrund und werden von den ‚lads‘ deutlicher ausgesprochen, wenn sie sich abends auf der Straße treffen, besonders aber in kommerziellen Tanzbars. Obwohl diese relativ teuer sind und nicht viel anderes bieten, als für ein Zehntel des Preises auch im Jugend-

klub geboten wird, ist der Besuch kommerzieller Tanzschuppen die bevorzugte Freizeitbeschäftigung der ‚Jads‘. Und dies hauptsächlich deshalb, weil dort ein Ruch von Gefahr und Rivalität in der Luft liegt, wie es im Jugendklub nicht üblich ist. Man mag das kommerzielle Freizeitangebot auf manchen Ebenen kritisieren, nicht zuletzt weil es teuer ist und weil es den Verbraucher instrumentalisiert. Zumindest aber entspricht es den Wünschen der Konsumenten, wie diese sie eben empfinden, ohne dem Ausdruck dieser Wünsche moralische Fesseln anzulegen. In diesem Sinn also genießen die ‚Jads‘ auf dem kommerziellen Tanzboden eine gewisse Freiheit. Die entfremdete, ausbeuterische Form dieser Freiheit erspart den ‚Jads‘ zumindest die klaustrophobische Enge und Beschränktheit irrelevanter oder bedrückender Imperative, wie sie in offiziellen Freizeitorganisationen herrschen. So wird es möglich, daß authentische Kulturformen auftauchen und ohne Leitung von oben interagieren:

Spike: Wenn's in der Disko eine Bar gibt, das ist gut.

Will: Ja, wenn eine Bar da ist, mußt du besser ... aufpassen, was du tust, nicht so viel rumquasseln, weil, da gibts immer Leute, die ein Bier zuviel drin haben (...) und die sehen die ganzen Frauen da und denken, jetzt hau'n wir mal auf 'n Putz, und dann rennen sie rum und suchen einen, dem sie die Fresse polieren können, weißte (...) die fangen überall Streit an.

Spike: Billy Everett, Typen wie er rennen rum, und kaum daß einer ihn anschaut, hat er schon von ihm eine hängen (...)

PW: Wie fängt die Schlägerei an, indem ihr jemanden ansieht?

Spike: Nein, indem jemand dich ansieht.

Will: So ist's, du rennst einfach rum, bis einer dich ansieht.

Spike: Oder wenn du an einem vorbeigehst, rempelst du ihn absichtlich an und schwörst drauf, daß er dich gestoßen hat.

PW: Wenn ihr also in der Tanzbar seid und eine Schlägerei vermeiden sollt, müßt ihr praktisch die ganze Zeit auf die eigenen Füße starren, oder?

–: Nein.

–: Eigentlich nicht.

Spike: (...) Die Leute anschauen und dann schnell wieder weg-schauen, Scheiße.

Fuzz: Wenn du 'ne Menge Leute da kennst und redest mit denen dauernd, dann fühlste dich auch sicherer, wenn du 'ne Menge Leute kennst.

Will: Es ist o.k., wenn du da 'ne Menge Leute kennst.

Spike: Wenn du in 'nen Schuppen gehst, wo du niemand kennst, dann wirts gefährlich.

(...)

Spike: So 'ne Atmosphäre gibt's da nicht [im Jugendzentrum der Schule], da gibt's schon mal keine Bar. Man säuft die ganze Nacht Limo und frißt Marsriegel.

Will: Ich glaub ... dieser Klub könnte laufen, wenn sie da paar neue Typen hätten, die wir noch nicht kennen.

Spike: Ja, könnte gut sein.

Will: Könnte ganz gut sein. Weil, da gäb's Atmosphäre, und weißte, du könntest dir die Leute anschauen und dann hingehen und sagen: „Ich kann den Schwätzer nicht leiden, schau nur wie er uns anstarrt.“ Und dann könnte hinterher draußen was laufen ... Aber jetzt, so wie's jetzt ist, da kommt Jules [der Jugendleiter] dauernd angerannt und so, weißte.

Die Aktivitäten am Abend und am Wochenende reproduzieren alle Gruppierungen der Schule und dazu andere – manchmal weniger pointierte, besonders wenn Klassenunterschiede im Spiel sind –, die weiter auf Kleidung, Musik und körperliches Gebaren projiziert werden. In der Schule ein ‚Jad‘ zu sein, dazu gehört auch, daß man abends ausgeht und ein soziales Verständnis nicht nur für die Schule, sondern auch für die Nachbarschaft, die Straßen und die Stadt entwickelt.

Will: Unterscheiden, gut, da sind die modernen Typen, nicht wahr, die Typen, die sich modern anziehen. Und dann die harten Schläger, und dann die leisen Typen (...) die sich aber durchsetzen können, weißte, modern angezogen und hängen mit den Schlägern rum, und so. Und dann die Eiermänner-Typen, von denen du Geld schnorren kannst, die Freundschaft für Geld kaufen. Und dann haste die Gruppe der poufs, der nancies* (...)

*poufs, nancies – eigentlich passive Homosexuelle, auch Sadomasochisten (Anm. d. Üb.)

PW: *Pouf*, bedeutet das nicht schwul?

Will: Nein, eher sowas wie ‚ear‘oles‘ brave Bubis, sie sehen nichts Böses, hören nichts Böses (...) die harten Schläger, die mögen Reggae, weißte was ich mein, Reggae und Soul, sie hören sich diese Freakmusik nicht an, aber die *poufs*, die *nancies* ... die mögen die Osmonds, weißte, Gary Glitter.

PW: (...) Flipper, Freaks, Hippietypen (...) wie passen die da rein?

Will: Ja, naja, weiß nicht (...) kannst sagen, viele von diesen Freaks sind nicht blöd.

Spike: Ist aber nicht unsre Szene (...)

Fuzz: Ich meine, wenn du zum Beispiel ins Plough gehst, wenn die Disko läuft (...) wenn sie diese heavy Musik spielen und du siehst die Typen mit ihren langen Haaren, ihren Flatterklamotten (...) Jeans und so, und dann gehste an ‚nem Soul-Abend hin und siehst Typen mit ausgestellten Hosen, weißte, und breiten Hemdkragen, dann verstehste den Unterschied.

(...)

Will: Ich find, da kann man sich auch draußen fühlen, weil, ich war drüben im Junction, in der City, heavy Scene dort, die haben Drogen und alles, und alle waren sie wirklich ausgeflippt angezogen, und ich hab mich draußen gefühlt, naja, draußen, wenn du weißt, was ich meine, ich kam mir irgendwie besser, eleganter vor, als ob ich zu ‚ner Hochzeit geh, als ob ich auf ‚ner Hochzeit bin, und sie arbeiten auf einer Farm.

Was den Abend unendlich attraktiver macht als den Tag (in der Schule), sind der weitere Spielraum, die zusätzliche Freiheit, die größeren Möglichkeiten für Spannung und Aufregung. Die Schule ist gewissermaßen eine Leerstelle zwischen den verschiedenen Gelegenheiten, auf der Straße oder im Tanzschuppen etwas Aufregendes zu erleben oder bei einem Mädchen zu ‚landen‘. In den Tagebüchern, die die ‚lads‘ führen und wo sie „die wichtigsten Sachen, die tagsüber so laufen“ festhalten, wird die Schule nur knapp erwähnt: „Zur Schule gegangen“, oder große leere Klammern (wie in Wills Fall); den Ereignissen

nach der Schule dagegen widmen sie eine halbe Seite voller Einzelheiten, darunter das wichtigste: „Nach Hause gegangen, umgezogen, ausgegangen“. Aber auch wenn die Schule aus dem Leben dieser Burschen oft ausgeklammert bleibt, sollte diese ‚Unsichtbarkeit‘ uns nicht glauben machen, daß die Schule unwichtig sei für das, was sie wirklich erleben (siehe nächstes Kapitel).

Der Drang, abends auszugehen, lieber in einen kommerziellen Schuppen als in einen Jugendklub zu gehen, lieber ein Pub zu besuchen als zu Hause zu bleiben, moderne Kleidung zu kaufen und mit Mädchen auszugehen – all diese Dinge, die als ‚wirkliches Leben‘ empfunden werden, bringen die ‚lads‘ in erheblichen finanziellen Druck. Geldmangel ist die eine große Not ihres Lebens, jedenfalls gleich nach der Schule.

[In einem Einzelgespräch]

Joey: (...) Immerhin, ohne Kies kannst du nicht leben, nehmen wir wie’s ist, das Scheißgeld ist das Salz des Lebens, das Geld ist das ganze Leben. Ohne Geld würdest du verrecken. Ich meine, du hättest nicht mal zu essen, du kannst schließlich keine Bäume fressen, du kannst nicht Baumrinde fressen.

Alle möglichen Kontakte in der Familie, unter Freunden und Gelegenheitsbekanntschaften werden ausgenutzt, und die Nachbarschaft wird nach Jobs durchkämmt, etwa in Werkstätten, Läden, als Milchfahrer, als Putzer, als Eisverkäufer und Lagerarbeiter im Supermarkt. Manchmal hat einer mehr als einen Job. Mehr als zehn Arbeitsstunden die Woche sind keine Seltenheit. Seit der vierten Klasse hält Spike seine Arbeit bei einem Tuchgroßhändler für wichtiger als die Schule. Mit Vergnügen schwänzt er tage- oder wochenlang die Schule, um arbeiten zu gehen. Er ist stolz auf das Geld, das er verdient und ausgibt: er steuert sogar etwas zur Gasrechnung der Eltern bei, wenn sie „eine schlechte Woche hatten“. Joey arbeitet im Sommer bei seinem Bruder als Anstreicher und Tapezierer. Dies betrachtet er als „richtige Arbeit“, während die Schule für ihn eine Art Zwangsurlaub ist. Diese Fähigkeit, sich in der wirklichen Welt zu bewähren, über manchmal recht große Summen zu verfügen (Spike verdient regelmäßig mehr als 20 Pfd.

die Woche, doch für die meisten liegt der Durchschnitt unter fünf Pfd.) und mit den Erwachsenen von gleich zu gleich zu verkehren, stärkt zweifellos das Selbstvertrauen der ‚lads‘ und gibt ihnen das Gefühl, daß sie sich ‚was Besseres wissen‘ als die Schule.

Es gibt sogar ein gewisses Überlegenheitsgefühl gegenüber den Lehrern. Sie ‚kennen die Welt nicht‘, weil sie ihr Leben auf Schulen und Colleges verbracht haben – „Was wissen die schon, was wollen sie uns sagen ...?“ Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, gibt es auch viele Ähnlichkeiten zwischen der Gegen-Schulkultur und der Betriebskultur. Die daraus entstehende Schulkultur lebt und bezieht ihr Material aus der von den ‚lads‘ einzig anerkannten Quelle der Weltklugheit: der Arbeitswelt der Arbeiterklasse.

Dieser Kontakt mit der Arbeitswelt geschieht aber nicht zum Zweck der kulturellen Erbauung. Er erfolgt im spezifischen Konnex des Geldbedarfs, und in diesem Konnex wird er erlebt und nutzbar gemacht. Schon in der Art, wie die Burschen in diesem Alter der Arbeitswelt begegnen, reproduzieren sich deren typische Merkmale – vor allem die Herrschaft des Geldes. Schon die beinahe universelle Praxis des ‚Organisierens‘ und ‚Abstauens‘ fällt den ‚lads‘ nicht als neutrales Erbe zu, sondern ist empfundene Notwendigkeit: sie brauchen Geld. Wie Spansky sagt: „Wenn du abends weggehst und hast wenigstens genug Geld für ein Bier in der Tasche, dann fühlst du dich ganz anders“; nur der Teilzeitjob, besonders seine ‚Gelegenheiten‘, bietet unterschiedliche Möglichkeiten, über zusätzliches Geld zu verfügen. Diese besondere Form des frühen Kontakts der ‚lads‘ mit der Arbeit setzt mit die Parameter für ihr späteres Verständnis von Arbeit und Lohn, von der Autorität und ihrem Gegengewicht, sowie für eine typische Art der gebremsten Auflehnung gegen Chefs und Vorgesetzte.

[In einer Gruppendiskussion über Teilzeitarbeit]

Spike: (...) es war so gegen acht Uhr morgens, war es, und er [ein Fleischer] hatte ein Telefon, er hatte einen großen Beutel Zehn-Schilling-Stücke [bobs], und dann legte er die Telefonstrippe über den Beutel, damit sie runterfällt, wenn ich den Beutel anfasse, weißte. Ich mach also den Beutel

auf, hol mir 'ne Handvoll Münzen, binde ihn wieder zu und laß ihn einfach liegen. Er sagt „Du hast diesen Beutel in den Fingern gehabt, verdammt nochmal, die Strippe ist runtergefallen“. Naja, da konnte ich nicht viel sagen (...) und er sagte, ich soll mich verpissen (...)

Will: (...) ja, da war so 'n Außenklo [bei einem Gemüsehändler, bei dem er arbeitete], aber es war dauernd von stinkendem Gemüse und sowas verstopft, und ich stapelte sie [Blumenkohl] auf den Wassertank, weißte (...) da sagt er „Ich hab sie gezählt“, und er sagt „Ah, da fehlt einer“, ich sage „Ich weiß nicht“ (...), und er sagt „Hier, da fehlt einer“. Ich sage „Fehlt keiner“, er sagt „Aber ja!“ Ich sage „Na, vielleicht hab ich ihn zu denen dazugetan, hier, nehmen Sie den da“, und die hat er nicht nachgezählt, also war's in Ordnung. Aber mir kam es so vor, als ob er mir eine Falle stellen wollte, weil, das passierte an 'nem Freitag abend. Am nächsten Tag (...) sollte ich droben an der Böschung ein großes Feuer machen, um den ganzen Müll zu verbrennen, also hab ich das alles angezündet und die Kanalböschung dazu. Daneben war gleich der Bahndamm, alles war trocken, strohtrocken. Ich also hol mir den Karton, das Stück Karton, zünd an und schmeiß es rüber, und schon geht der ganze Bahndamm in Flammen auf. Und dann geh ich rein und sage „Sollte ich den Bahndamm vielleicht auch anzünden?“ [Gelächter] Mann, der ging vielleicht hoch. Er sagt „Warst du es?“ Ich sage „Nein, es muß der Fleischer gewesen sein“, weil, die haben Feuer gemacht. Und dann kam die Feuerwehr, und es ging erst richtig los.

In gewissem Umfang kann man sich Geld besorgen, indem man es sich am Mittagessen abspart, und es gibt auch die Möglichkeit, es durch kleinere Erpressungen von ‚ear'oles‘ und jüngeren Schülern zu besorgen – obwohl das Ausnehmen von Erst- und Zweitklässlern nicht hoch im Kurs steht. Das letzte – manchmal auch frühere – Mittel, sich ‚Taschengeld‘ zu beschaffen, ist der Diebstahl. Geldmangel als zwingender Grund für den Diebstahl ist nicht zu unterschätzen. Doch in einer ganz typischen Verbindung unterschiedlichster Motive ist das ‚Klaunen‘, ähnlich wie die Schlägerei, eine Quelle der Spannung. Es bringt Risiken mit



sich und bricht die Beschränktheit des Selbst auf. ‚Das Gesetz‘, das tägliche Beherrschtsein von Banalitäten und das Gefangen-sein im Formellen werden auf einmal unterbrochen. Ein gelungenener Diebstahl bedroht und besiegt die Autorität. Ein seltsames Freiheitsgefühl – auch wenn es nur ein privates Wissen um die Tat ist – ergibt sich, wenn man den Konventionen und der von ihnen verheißenen Belohnung trotz. Wird man ‚erwischt‘, dann bedarf es besonderer Fähigkeiten ‚sich herauszureden‘, und dies verschafft einem erneute Spannung und Befriedigung, falls man ‚damit durchkommt‘. Manchmal kommt man natürlich nicht durch. Zwei der Hammertown-‚lads‘ stehen unter Besserungsaufsicht, weil sie – während des Forschungszeitraums – Autoradios gestohlen haben. Dies ist verhängnisvoll. Die Eltern werden mit hereingezogen, es werden amtliche Akten angelegt, und alle möglichen unspezifischen Ängste vor dem Gerichtsverfahren und den endlosen bürokratischen Maßnahmen verwandeln die ursprüngliche Spannung in trauriges Elend. Dies ist wieder mal ein Moment, wo das Formelle einen entscheidenden, unwiderruflichen Sieg über das Informelle davontreibt. Die informellen Bedeutungen überleben die direkte Konfrontation nicht. Und doch, obwohl Diebstahl bei den ‚lads‘ allgemein üblich war, gab es nur sehr wenige Verurteilungen wegen Diebstahls. Viel häufiger sind Situationen, wo jemand um ein Haar erwischt wird, und die Angst davor, ‚in den Bau einzufahren‘, bietet zusätzliche Spannung und ein gesteigertes Gefühl der Kühnheit und Gewandtheit, falls man ‚damit durchkommt‘:

[In einer Gruppendiskussion]

Bill: Es ist hoffnungslos hier, einfach nichts zu tun. Wenn du Geld hast, kannst du in ein Pub gehen, einen trinken, aber wenn du kein Geld hast, weißte, dann mußt du entweder zu Hause bleiben oder durch die Straßen rennen, und beides ist Scheiße. Da rennst du halt rum und drehst was.

Joey: Es macht nicht nur Spaß, du bist einfach da und denkst, daß du damit durchkommst ... du denkst nie an die Risiken. Du tust es einfach. Wenn sich die Chance gibt, wenn die Tür zum Lager offen ist, schon bist du drin und schaut, was du mitgehen lassen kannst, und dann, wenn du es schaffst,

wenn du nicht sofort erwischt wirst, wenn du damit durchkommst, kannst du echt froh sein.

Bill: Weil du den anderen gezeigt hast, daß du es bringst. Das ist der einzige Grund.

Joey: Weil du wiederum das Gesetz ausgeschmiert hast. Das Gesetz ist die große harte Autorität, wie? Und wir sind nur kleine Einzelne, trotzdem kommen wir irgendwie klar, weißte.

(...)

Fuzz: (...) da sind wir alle aufs Revier marschiert [wegen Diebstahls aus einem Sportgeschäft], und zuerst hat er sich unsere Eltern vorgenommen. Dann holte er uns zusammen mit unsern Eltern rein, und da sagt er, der Bulle, wir alle standen stramm, weißte, und er schaut in die Runde und sagt „Du! Wieviel Taschengeld kriegst du?“ sagt er. „Hättest du es gern, wenn jemand es dir klaut?“ „Nein“, sagt er, und dann fragt er: „Hat jemand von euch was zu sagen?“ „Ja, du Arsch, laß mich hier raus“, denk ich mir leise. „Entschuldigung solltet ihr sagen“, sagt er. „Wenn nicht alles noch am Platz wäre, wenn auch nur ein Pfeil fehlen würde, dann wärt ihr böse dran.“ Dabei hat Benny Bones zu Hause zwei Luftgewehre, Steve hatte eine Schleuder und ein Messer, und ich hab zwei Messer auf der Bude, und das Arschloch sagt „Wenn etwas fehlen würde!“

(...)

Joey: Ich hab's den ganzen Abend gemacht [aus Handtaschen stehlen], und ich wurde allmählich besoffen und gab mein Geld aus, und statt es richtig zu machen, also gerade sitzen und hinter der Stuhllehne reingreifen, hab ich den Scheißstuhl aufgehoben und mich auf den Boden gekniet und das Geld rausgeholt, und da kommt die Tante zurück und sagt „Was machst du da unten?“ Ich sage „Ach, ich hab nur ein Zweischillingstück verloren“, und dann regte sie sich mächtig auf, ich also nichts wie weg, rüber auf die andere Seite der Tanzfläche. Sie ging raus und erzählt es den Bullen, und die Polente saß draußen vor dem Klo. Als ich raus kam, schleppten sie mich in die kleine Besenkammer, und da lehrten sie mir die Taschen aus, alles Geld was ich hatte.

Und sie hatte gesagt, daß ihr vier Pfund fehlen, und das war gelogen, denn ich hab in ihrer Tasche nur drei Pfund geklaut, und die Hälfte davon schon ausgegeben, hatte nur noch ein Pfund dabei. Hätte ich vier Eier in der Tasche gehabt, auch wenn's nicht ihre waren, dann hätten sie geglaubt, daß ich's getan hab. Aber ich hatte nicht genug Geld dabei, also konnten sie mir nichts wollen.

Wenn die Schule das Ziel solcher Übergriffe ist, dann steigert dies ganz besonders die Spannung, die Herausforderung der Autorität, die Begeisterung, mit der kalkulierte Risiken eingegangen werden – und gleichzeitig fällt dabei Geld ab. Es ist ein direkter Angriff auf die Lehrer, und zusätzlich hebt es einen absolut von den ‚ear'oles‘ ab. Sie haben weder Bedarf für Extra-Bargeld, noch die Phantasie, sich über die konventionelle Moral hinwegzusetzen, noch die Gewandtheit und Schläue, die Tat auszuführen. Der Einbruch in der Schule vereinigt viele starke Themen: Opposition, Spannung, Exklusivität und die Geldbeschaffung.

X: Ich konnte mir nicht vorstellen, daß wir erwischt werden könnten [als sie kurze Zeit vorher in die Schule einbrachen]. Falls, weißte, ich hab gesehen, wie die andern [in der Schule war schon einmal eingebrochen worden] sich erwischen ließen, das war, sie haben einfach die Tür eingeschlagen und sind reinmarschiert. Überall Fußspuren, ein eingeschlagenes Fenster, und überall hingeschissen, und Bücher aus dem Regal gerissen.

Y: Ich sag dir, wir hatten Handschuhe an, und bevor wir von seinem [Xs] Haus abmarschierten, leerten wir sogar unsere Taschen aus, um sicher zu sein, daß da nichts war, was uns verraten konnte. Ich hab mein ganzes Zeug bei ihm zu Hause gelassen, und er hat's genauso gemacht, und dann sind wir einfach losgegangen, und ich hatte ein braunes Polohemd an und meine Jeans, Handschuhe weißte, und er hatte lauter schwarze Sachen an.

X: Ganz in schwarz, Schuhwichse im Gesicht. [Lachen]

Y: Nein, das wollten wir, Haben wir 's gemacht? Wir hatten die Schuhwichse bei dir zu Hause, wir wollten es machen, aber wir dachten uns, lieber nicht.

PW: Wart ihr nervös, als ihr 's getan habt?

Y: Ja.

X: O, äh. Ich sag dir, so [zitternd]. Weil, das ist ... äh, ich hab schon immer mal, weißte, ich hab den Leuten aus der Tasche geklaut, ich hab zwei Shilling rumliegen sehen und eingesteckt, aber sowas hab ich noch nie vorher gemacht. Ich fand 's prima!

Y: Ich auch, wirklich, fand ich prima!

X: Und wie wir hinterher, weißte noch, die Straße runtergelaufen sind, haben wir fast 'nen Anfall gekriegt, nicht wahr? Wir waren so ... weißte, es hatte haarscharf geklappt.

Y: Und wir haben im Bleeding Fountain alles draufgehauen, nicht wahr? Und total besoffen im Old Boat.

X: O! Ah! Ich hab zehn Shilling für die Eisbahn gespart. Erinnerst du dich?

–: Jaah.

PW: Warum wolltet ihr gerade in die Schule einbrechen? Und nicht lieber was andres machen?

Y: Verdammt, kein Geld (...)

X: Wir kannten die Schule. Wenn du versuchst, woanders einzubrechen, in Wohnungen oder so, weißte, da biste nie sicher, ob jemand drin ist, das ist 'n ziemliches Risiko, weißt du was ich meine? Aber die Schule, da schläft ja niemand, weißt, da ist's fast unmöglich, daß du erwischt wirst.

Sexismus

Zwei weitere Gruppen, gegen die die ‚lads‘ sich exklusiv definieren, an denen sie ihr eigenes Überlegenheitsgefühl ausleben, sind Mädchen und ethnische Minderheiten.

Ihre nuanciertesten und komplexesten Verhaltensweisen zeigen sie gegenüber dem anderen Geschlecht. Ihre Auffassung von Frauen ist durch einen traditionellen Konflikt gekennzeichnet: sie sind sowohl Sexualobjekte als auch häusliche Trösterinnen. Hauptsächlich bedeutet dies, daß Frauen zwar sexuell attraktiv, nicht aber sexuell erfahren sein sollen.

Sicher sind die ‚lads‘ von sexuellem Verlangen beherrscht.

Laszive Eroberungsgeschichten oder Witze, die sich um die Passivität der Frauen oder das besondere sexuelle Vermögen der Männer drehen, sind regelmäßige Gesprächsthemen. Immer steht die *eigene* sexuelle Erfahrung, nicht die des Mädchens oder die gemeinsame Beziehung im Mittelpunkt. Den Mädchen wird, außer sexueller Attraktivität, keine eigene Identität zugestanden.

X: Ich war also auf dieser Party, hab die Tante angemacht, und da hab ich sie aufgegeilt, und plötzlich spür ich 'ne Hand zwischen meinen Beinen, holt mir die einen runter, und ich denk mir, was zum Teufel ... und will ihr in die Hose greifen, aber sie schiebt mich weg. Komisch, dachte ich mir, sie holt mir einen runter und will mich nicht ranlassen. Wie wir dann nach Hause gehen, sagte George zu mir: „Wie war's denn mit dieser Tante, hat sie dir einen runtergeholt?“ Ja, sagte ich. Er sagt „Das war nicht die Tante. Ich war hinter dir und hab meine Hand zwischen deine Beine geschoben“. [Lachen]

Y: Ich hab mich nie drum gekümmert [Verhütungsmittel zu nehmen], ich glaub ich muß unfruchtbar sein, wie oft bin ich schon drin gekommen. Ich kümmer mich einfach nicht drum, weißte, ich will ihn nicht rausziehen, aber manchmal komm ich schon vorher, weißt ja, du raufst mit ihr, kämpfst mit ihr, willst ran, du hast ihr schon die Hosen runtergezogen und willst ihn grad rausholen [demonstriert es, fummelt mit gespreizten Beinen am Reißverschluss], und ... Paff! [erstarrt] Du spritzt durch die Gegend, das ist grauenvoll, ist das.

Offene, explizite Sexualität wird den Frauen, obwohl sie deren Objekt sind, abgesprochen. Hier liegt ein Komplex von Emotionen vor. Einerseits ist die Frau, als Sexualobjekt, durch den Sex abgewertet; sie ist buchstäblich wertlos; sie wird romantisch und materiell konsumiert. Reue wegen dieser Abwertung zu zeigen gilt als selbstzerstörerisch. Andererseits fürchten die ‚lads‘ – in halber Anerkennung der humanen Sexualität, die sie bei sich selbst unterdrücken –, daß bei einem Mädchen, das sexuell erfahren ist und sexuelles Glück erlebt hat, die

Schleusen der Lust sich öffnen und sie völlig promiskuitiv werden könnte.

Y: Wenn du mal mit einer zusammen gewesen bist, wenn du's gemacht hast, naja, hinterher sind sie scharf, da gehen sie mit jedem. Ich glaube, wenn sie's mal gehabt haben, wollen sie's immer wieder, ganz egal mit wem.

Der Ruf, ‚leicht zu haben zu sein‘ – ob verdient oder nicht –, verbreitet sich natürlich rasch. Beim Tanz sind die ‚lads‘ scharf auf die ‚leichte Eroberung‘ obwohl sie sich's zweimal überlegen würden, mit ihr ‚auszugehen‘.

Die ‚Freundin‘ ist eine ganz andere Kategorie als die ‚leichte Eroberung‘. Sie stellt einen menschlichen Wert dar, der durch Promiskuität verschleudert wird. Sie ist der loyale häusliche Partner. Für sie gehört es sich nicht, sexuell erfahren zu sein – wenigstens nicht mit anderen. Werden Geschichten über sexuelle Abenteuer der ‚Frau‘ herumerzählt, so ist dies eine schwere Herausforderung an die Maskulinität und den Stolz des Jungen. Das muß auf maskuline Art beantwortet werden.

[In einem Einzelgespräch]

X: Er erzählt dauernd so Sachen, früher ist er mit meiner Frau gegangen, und er erzählt dauernd Sachen, die mir nicht passen, weißte, das spricht sich rum ... und er will's nicht lernen, er macht immer weiter, er quatscht weiter, klar, ich schlage ihm eine rein und er schlägt nicht zurück, rennt davon wie ein kleiner Wichser, dann redet er wieder rum (...) und seit Freitag war er nicht mehr in der Schule (...) Wenn ich den Scheißkerl erwische, bring ich ihn um. Wenn ich ihn aufs Kreuz lege, mach ich ihn hin.

Die Liebeswerbung ist eine ernste Sache. Wenn die ‚lads‘ ihre Freundin ‚die Frau‘ nennen, so ist das kein Zufall. Bei der ernsthaften Werbung kommen eine ganze Reihe neuer Bedeutungen und Konnotationen ins Spiel. Ihr Bezugspunkt ist das Heim: Zuverlässigkeit und Häuslichkeit – gerade das Gegenteil der sexy ‚Biene‘ auf der Scene. Wenn die erste Anziehung auf Sex beruht, so beruht die feste Beziehung schließlich auf einer eigenartigen Leugnung des Sex – in erster Linie natür-

lich der Sexualität, die das Mädchen etwa mit anderen erleben könnte, aber auch der Sexualität als dominanten Merkmals der eigenen Beziehung. Mögliche Promiskuität wird durch den Kleister der Häuslichkeit fest in Schach gehalten:

[In einem Einzelgespräch]

Spike: (...) ich hab die richtige Frau, ich geh schon achtzehn Monate mit ihr, sie ist treu wie Gold. Sie würde keinen anderen Kerl anschauen. Sie ist verdammt gut gebaut. Sie ist sauber, und sie liebt die verdammte Arbeit im Haus. Die Hose, die ich ihr gestern brachte, heut abend hab ich sie wieder mitgenommen, und sie hat sie mir hergerichtet (...) sie ist treu wie Gold, und ich will sie heiraten, sobald es geht.

Das Modell für die Freundin ist natürlich die Mutter, und sie ist ein Modell der Beschränkung. Obwohl der ‚Mummy‘ alle Liebe gilt, wird ihr eine entschieden inferiore Rolle zugeteilt: „Sie ist ein bißchen langsam, naja, weiß nie, was ich eigentlich mach“; „Sie versteht nichts von diesen Dingen, nur mein Daddy“. Und zu Hause herrscht eindeutig die Auffassung, daß Männer das Recht haben, sich von der Mutter bedienen zu lassen:

[In einen Einzelgespräch]

Spansky: (...) das sollte man nicht machen, man sollte es nicht nötig haben, zu Hause der Mutter zu helfen. Zugegeben, man sollte die Schuhe sauber wegräumen und den Mantel aufhängen, aber weißte, man sollte nicht für sie Staub saugen und putzen und die Betten machen und (...) ihr Haushalt und so.

Die Art, wie die Mädchen den Widerspruch lösen, sexuell begehrenswert aber unerfahren zu sein, führt zu einem Verhalten, das die ‚lads‘ in ihrem Überlegenheitsgefühl bestärkt. Diese Lösung geschieht in Form einer Romantik, die von den Teenager-Magazinen bereitwillig genährt wird. Sie dreht sich um die ‚Verliebtheit‘, die Sublimation sexueller Gefühle in Gesprächen, Gerüchten und Botschaften, im Briefchen-Versenden im schützenden Kreis der Frauengruppe.⁵ Dies soll nicht heißen, daß die Mädchen nie Sex machten – ein erheblicher An-

teil tut dies wohl –, sondern daß ihre Beziehungen mit Jungen überwiegend ‚sexy‘ sein müssen, allerdings in Form einer mädchenhaften, altmodisch ritterlichen Liebe, die an der wirklichen sexuellen Werbung vorbeigeht. Der eindeutig sexuelle Stimulus, der den Jungen überhaupt erst fesselt, wird so zurückverwandelt in die achtbaren Werte von Heim und monogamer Unterwerfung. Falls dem Jungen jemals der paranoide Gedanke dämmern sollte: wenn er es geschafft hat, warum nicht auch andere...?, dann kann er sich mit der Vorstellung beruhigen: Sie ist nicht so; sie ist innerlich brav. Auf diese Weise überwuchert in einer patriarchalischen Gesellschaft die Romantik noch immer das Sexuelle. Sie erlaubt sexuelles Gehabe ohne sexuelles Versprechen; sie erlaubt es, sexy zu sein, aber nicht sexuell.

Die ‚lads‘ sehen in dem romantischen Verhalten, zu dem sie die Mädchen konditionieren, einfach Dummheit, Schwäche und eine alberne Indirektheit der sozialen Beziehungen: „Dumme Hühner, die dauernd kichern.“ Da die Mädchen auf Selbstbehauptung und Sexualität verzichten, überlassen sie das Feld den Jungen. Diese ergreifen die Initiative und inszenieren das Drama, den Machismo des Sexualtriebs. Sie haben keine Vorbehalte, wenn es gilt, ihre Absichten klar auszudrücken oder ihre Sexualität in welcher Form auch immer auszuleben. Allerdings begreifen sie es als einen Aspekt ihrer wesenhaften Überlegenheit, wenn sie ihre Wünsche frei und direkt und unverschleiert aussprechen können. Die Verzerrungen und seltsamen Rituale der Mädchen werden als Bestandteil ihrer kindischen Art aufgefaßt, ihrer angeborenen Schwäche und Verwirrtheit. Ihre Romantik wird in wissend-maskuliner Haltung toleriert, die insgeheim meint, viel besser über die Welt Bescheid zu wissen. Dieser maskuline Stolz greift auch auf das expressive Selbstvertrauen der übrigen ‚lads‘-Kultur über. Er würzt ihre Sprache, ihr körperbetont-lärmendes Verhalten zueinander, ihre demütigende Behandlung der ‚ear‘oles‘ und sogar ihre besonders stilisierte Zurschaustellung von Gewalt.

Die Kombination dieser verschiedenen Faktoren verleiht der Interaktion zwischen den Geschlechtern eine besondere Tönung. Im Gespräch ergreifen die ‚lads‘ für gewöhnlich die Initiative, und sie sind es, die die Vorschläge machen. Die Mädchen rea-

gieren mit Gekicher und Getuschel untereinander. Falls die Mädchen doch einmal etwas sagen, so ist es ernsthafter, fürsorglicher oder menschlich anteilnehmender Art. Den ‚lads‘ bleibt es überlassen, Späße zu machen, feste Meinungen zu äußern, runde Zusammenfassungen zu geben und ein Spektakel zu inszenieren, dem die Mädchen applaudieren sollen. Die Mädchen werden eindeutig unterdrückt; aber sie wirken auch selbst an ihrer Unterdrückung mit:

[Eine gemischte Gruppe im Gespräch ‚unterm Dach‘ mittags]○
Joan: Am Nachmittag werden wir alle weinen, es ist der letzte.

Bill: Ihr habt nur noch zwei Wochen vor euch, nicht wahr?
Wir werden lachen, wenn wir fahren (...)

Joan: Dein Pullover gefällt mir.

Bill: Kannst ja reinschlüpfen, wenn du magst.

Will: Ist es nicht furchtbar, wenn du diese alte Frau siehst, mit ihren bandagierten Knöcheln?

Mary: Ich hab sie nicht bandagiert, und ich bin nicht fett.

Will: Ich hab nicht gesagt, daß du fett bist, ich sagte, es ist furchtbar.

Bill: Ich werd Marys Zigaretten klauen und alle aufrauchen.
[Kichern]

(...)

Eddie: Zeit für euch, daß ihr wieder in die Schule kommt!

[Gekicher und Getuschel über ein Mädchen, das Eddie ‚anhimmelt‘] Diese Gänse, tuscheln dauernd hinter deinem Rücken, mir brennen schon die Ohren. [Lauter Rülpsen von einem der ‚lads‘]

Maggie: O, du Schwein, hör auf.

Bill [reicht Zigaretten rum]: Hier, nehmt.

Maggie: Nein danke. Ich will eine große.

Bill: Sie will eine große. Der hat ’n großen, frag ihn mal. Er zeigt ihn dir bestimmt.

Alle: [singen]: Er hat ’n großen, er hat ’n großen, er hat ’n großen. [Bill zieht seinen Mantel aus]

Eddie: Zieh aus.

Bill [zu Mary]: Hast du dich schon mal ausgezogen?

Will: Ich hab’s heut schon zweimal getan. [Gelächter] Magst du’s, dich ausziehen? [Zu Maggie]

Maggie: Du frecher Lump.

Will: Ich meine, deinen Mantel.

Seltsamerweise sind solche Hänseleien gegenüber der Mutter möglich, nie aber gegenüber dem Vater. Dann nehmen sie einen sanfteren Ton an, entsprechen eher dem häuslichen als dem sexuellen Bereich, doch Initiative, Nachdruck und Tonfall sind ähnlich:

[In einer Gruppendiskussion über die Familie]

Will: (...) ich zieh sie einfach auf. Ich liege rum, bin eben aufgewacht. Sie sagt kein Wort, und ich sag „Sei still, sei still, sag nichts“ (...) Einmal, da sagte sie zu mir „Ich glaube, du bist verrückt wie ein Huhn“, und ein andermal, da hab ich den Ofen angezündet, einen Gasofen, den wir zu Hause haben. Sie war in der Küche und ich riß die Ofenklappe auf, weißte, um sicher zu sein, daß das Gas abgestellt war, da kommt sie rein und sagt „Was zum Teufel tust du da?“ Ich sag, „Ich such meine Zigaretten“ [Gelächter] ... Naja, und da lieg ich also rum und hab das Radio an, und wenn dann ’ne gute Scheibe kommt, spring ich auf, hüpfte herum und mach ganz verrückte Geräusche.

PW: Was sagt deine Mummy dazu?

Will: Sie hockt einfach da; bei meinem Vater würd ich’s nicht machen.

PW: Warum nicht?

Will: Er würde einfach ... er würde sagen Nein ... Wirklich, er würde glauben, da stimmt was nicht mit mir, weißte, und, äh ... wenn ich meine Mum lange nicht gesehen hab, komm ich nach Hause und sag „Gib mir’n Kuß, gib mir’n Kuß!“ ... und sie stößt mich fort, weißte, und sagt „Hau ab, du irrer Idiot“ (...) Was sie wirklich wütend macht, zum Beispiel wenn ich reinkomme und den Mantel aufhänge, und dann schieb ich sie in eine Ecke, und sie versucht rauszukommen, und ich spring ihr in den Weg, und sie versucht’s auf der andern Seite, und wir machen so [springt hin und her] und so, zwei Minuten lang, und sie wird wahnsinnig wütend.

In den meisten Schulsituationen lassen sich drei verschiedene Gruppen deutlich unterscheiden – Kaukasier, Asiaten und Westinder. Obwohl individuelle Kontakte stattfinden, besonders im Jugendzentrum, sind die ethnischen Gruppen in der vierten Klasse scharf voneinander geschieden. Diese Scheidung zeigt sich noch deutlicher in informellen Situationen. Einige Zeit erlaubte der Rektor der Oberstufe den Fünftklässlern, daß ‚Freundschaftsgruppen‘ während der Pausen in den Klassenzimmern zusammenkamen. Dies war eine weitere, diesmal defensive und Anpassung heischende Variante des ewigen subtilen Kampfes, den die Schule gegen die informelle Opposition führt. Das Ergebnis aber zeigt, daß es hinter den offiziellen Strukturen der Schule eindeutig informelle Muster einer rassistischen Kultur gibt, auch wenn diese manchmal durch jene verdeckt sind.

Rektor der Oberstufe: Da haben wir die Martins (Bill), Croft (Joey), Rustin, Roberts (Will), Peterson (Eddie), Jeffs (Fuzz) und Barnes (Spike) im Europäerzimmer. Bucknor, Grant Samuels und Spence im Zimmer der Westinder, und Singh Rajit und Genossen im Asiatenzimmer. Soviel zur Rassenintegration. Es sind drei verschiedene Zimmer. Geht man ins Zimmer der Weißen, dann kann man sich hinsetzen und kriegt wahrscheinlich eine Tasse Tee gereicht. Geht man ins Zimmer der Inder, da spielen sie alle Karten und brüllen sich an, und wenn man ins Zimmer der Westinder geht, tanzen sie alle zu Schallplattenmusik. Im Westindenzimmer hopsen sie rum, tanzen Twist.

Aus dem Blickwinkel der ‚lads‘ wird die Trennung sicherlich als Ablehnung der anderen erlebt. Den ‚dreckigen Filzköpfen‘ und ‚Paki-Bastarden‘ wird oft verbale, wenn nicht tatsächliche Gewalt entgegengebracht. Die bloße Tatsache der anderen Hautfarbe kann genügen, um einen Angriff oder eine Beleidigung zu rechtfertigen. Bei solchen und ähnlichen Verhaltensweisen wird eine klare Abgrenzung zwischen den Gruppen und eine herabsetzende Sicht anderer rassistischer Typen einfach

vorausgesetzt. Es ist eine alltägliche Form von Gebrauchswissen:

Spansky: Wir hatten es auf die Jamaikaner abgesehen, weil weiße, wir waren ihnen zahlenmäßig überlegen. Wir wollen uns nicht mit ihnen schlagen, wenn sie alle beisammen sind. Wir waren ihnen überlegen.

Spike: Sie waren aber alle da.

Spansky: Sie waren alle da, aber die Hälfte von ihnen ging weg, nicht wahr, und es blieben nur noch ein paar übrig. Vier von uns haben sich den einen vorgeknöpft.

Joey: Von uns hat keiner was abgekriegt, das war super, wirklich.

Die rassistische Identität überlagert für die ‚lads‘ die individuelle Geschichte, wie sie unter Freunden weiter erzählt werden, handeln nicht von ‚diesem Typ‘, sondern von ‚diesem Filzkopf‘. An der Schule von Hammertown gibt es beunruhigend steigende Spannungen zwischen den ethnischen Gruppen, besonders zwischen Kaukasiern und Asiaten, die manchmal in gewaltsamen Auseinandersetzungen aufflackern. Dann ruft der stellvertretende Rektor alle in der Aula zusammen und liest ihnen die Leviten, doch dies verhindert nur den unmittelbaren Ausdruck gegenseitiger Abneigung.

[In einer Gruppendiskussion über neuere Zwischenfälle an der Schule]

Joey: Er [der stellvertretende Rektor in der Aula, nach einem solchen Zwischenfall] fing auf einmal sogar an, über den Krieg in Israel zu reden. „So fängt der Krieg immer an ... Hör auf damit.“

PW: Hat er euch wenigstens überzeugt?

Joey: Er hat bloß geredet. Wir haben bloß zugehört und gedacht „Wart nur, du schwarzer Bastard, das nächstmal, wenn du anfängst, erwischen wir dich“ – und das werden wir!

Diese merkwürdig selbstgerechte Bereitschaft, Abneigung zum Ausdruck zu bringen und entsprechend zu handeln, wird noch verstärkt durch ein, wie die ‚lads‘ es wahrnehmen, grundsätzliches Einverständnis des Lehrkörpers – ganz egal, was öffent-

liche Verlautbarungen sagen mögen. Vielleicht ist dies sogar ein unbewußter Effekt, und falls es bei den Lehrern Rassismus gibt, so wirkt dieser sich gewiß viel schwächer aus als in der Gegen-Schulkultur. Im großen und ganzen aber gibt es zwischen einem (überwiegend weißen) Lehrkörper und den ethnischen Minderheiten viel weniger Sympathie und Einverständnis als zwischen Lehrern und weißen Schülern. In einem beinahe automatischen kulturellen Reflex werden Minderheiten als fremd und als weniger zivilisiert angesehen – nicht ‚Tee‘, sondern ‚sich anbrüllen‘ und ‚rumtrampeln‘.

Sicherlich verbinden viele ältere Lehrer die Massen-Immigration der 1960er Jahre explizit mit dem Zusammenbruch von Ruhe und Ordnung, wie sie in den 1950er Jahren herrschten, und dem Niedergang ihrer rückblickend immer erfolgreicher und friedlicher erscheinenden Schulen. Die ‚lads‘ wie die Lehrer haben daher etwas Gemeinsames in ihrer sonst unterschiedlichen Ablehnung der störenden Eindringlinge. Der Rassismus der ‚lads‘ wird dadurch in seinen feindseligen Ausdrucksformen doppelt bestärkt. Hier war es einmal so, daß das Informelle zumindest durch den Geist des Formellen Stützung erfuhr.

Der Rassismus der Gegen-Schulkultur wird durch verdinglichte, wenn auch irgendwie differenzierte Stereotypen strukturiert. Die Asiaten kommen dabei am schlechtesten weg. Sie sind oft Zielscheibe kleinlicher Kränkungen, lästiger Angriffe und symbolischer Attacken auf schwache, schutzlose Punkte, worin die ‚lads‘ Meister sind. Die Asiaten gelten als fremd, „stinkig“ und wahrscheinlich unsauber, und sie teilen einige der verächtlichsten Eigenschaften der ‚ear‘oles‘. Sie erleiden doppelte Ablehnung wegen des Widerspruchs, daß sie den übernommenen englischen Kulturmodellen näher und gleichzeitig ferner zu stehen scheinen. Sie sind Grenzläufer, die nicht wissen, wo ihr Platz ist, und versuchen sich etwas anzueignen, was ihnen von Rechts wegen nicht zusteht, was aber ohnehin aus anderen Gründen abgelehnt und diskreditiert wird. Die Westinder schneiden bei den ‚lads‘ etwas besser ab. Obwohl sie eindeutig fremd, manchmal „stinkig“ und wahrscheinlich „schmutzig und überhaupt“ sind, fügen sie sich wenigstens etwas konsistenter in die kulturelle Topografie ein. Ihr mißlungener Konformismus scheint ihrem niedrigen

Status angemessen, und manche Aspekte ihrer eigenen oppositionellen und maskulinen Kultur stimmen mit jenen der ‚lads‘ überein. Aufgrund gemeinsamer kultureller Interessen – Ausgehen, Reputation, Tanzen, Soul, Rhythm & Blues und Reggae – gibt es eine beschränkte Interaktion zwischen den Gruppen. Der Kombination von rassischer Ablehnung und gemeinsamen kulturellen Werten stehen jedoch scharfe Spannungen im Bereich der sexuellen Beziehungen gegenüber, wo die ‚lads‘ sexuelle Rivalität und Eifersucht, wie überhaupt Mißtrauen gegen die sexuellen Absichten und Praktiken der Westinder empfinden – eine seltsame Ironie in Anbetracht ihrer eigenen, zugestanden instrumentellen und ausbeuterischen Einstellung zu Frauen. Aber die ‚lads‘ haben den – kaum bewußten und nicht artikulierten – Glauben, daß sie, zumindest im ernsthaften Stadium der Werbung, doch gewisse ungeschriebene Regeln der De-Sexualisierung und Monogamie einhalten, die in der westindischen Kultur nicht respektiert werden.

Zu solchen Elementen eines beneideten Lebensstils und der zweifelhaften Haltung gegenüber Frauen kommt im Stereotyp schließlich der Glaube an die angebliche Dummheit der Westinder hinzu. Die ‚lads‘ haben ihre eigenen Vorstellungen darüber, was ‚Wachheit‘ und ‚Witz‘ ist, und die Westinder sind außerhalb der eigenen Kreise die beliebteste Zielscheibe für Anwürfe und Spott, die auf das Gegenteil solcher Eigenschaften: Dummheit und Langsamkeit zielen. Diese Vorurteile sind zwar real und virulent, und im sexuellen Bereich potentiell explosiv, in mancher Hinsicht aber für die ‚lads‘ angenehmer als die Skala der gegen die Asiaten gerichteten Vorurteile.

3. Klassenmäßige und institutionelle Kulturform

Klassenmuster

Bisher lag der Schwerpunkt unserer Untersuchung auf den anscheinend kreativen und selbstgemachten Formen von Opposition und Kulturstil in der Schule. Jetzt ist es an der Zeit, die Gegen-Schulkultur in ihren Kontext zu stellen. Ihre Berührungspunkte mit der allgemeineren Arbeiterkultur sind nicht zufällig, noch sind ihr Stil ganz unabhängig oder ihre kulturellen Fähigkeiten einzigartig oder speziell. Die Gegen-Schulkultur bringt zwar ganz spezifische Leistungen hervor, doch müssen wir diese gegen das größere Muster der Arbeiterkultur abheben, um ihre wahre Natur und Bedeutung zu verstehen. Dieser Teil unserer Studie beruht auf Feldarbeit draußen in den Fabriken, wo die „Jads“ nach Verlassen der Schule Arbeit finden, und auf Interviews mit den Eltern zu Hause.

Vor allem weist die Gegen-Schulkultur viele wichtige Ähnlichkeiten mit jener Kultur auf, für die ihre Mitglieder in erster Linie bestimmt sind – der Betriebskultur. Wiewohl man regionale und berufliche Variationen berücksichtigen muß, ist die zentrale Tatsache der Arbeiterkultur im Betrieb die, daß die Leute – trotz schwerer Bedingungen und äußerer Führung – nach Sinnbedeutungen suchen und einen Bezugsrahmen an ihre Realität herantragen. Sie gebrauchen ihre Fähigkeiten und suchen Freude in ihrer Aktivität selbst da, wo sie am schärfsten von anderen kontrolliert werden. Paradoxerweise durchziehen sie eine tote Arbeitserfahrung mit einer lebendigen Kultur, die alles andere ist als ein einfacher Reflex auf die Niederlage. Dies ist der gleiche Vorgang der Aneignung einer an sich entfremdeten Situation, wie wir ihn in der Gegen-Schulkultur und ihrem Versuch finden, das industrielle Gewebe mit einem Streifen Interesse und Abwechslung zu durchweben. Diese Kulturen sind nicht einfach Polsterschichten zwischen den Menschen und dem Unangenehmen. Sie sind selbständige Aneignungsvorgänge, Ausübung eigener Fähigkeiten, Bewegung, Aktivitäten im Dienst bestimmter Ziele.

Der Ausweis für den Eintritt in die eigentliche Betriebskultur ist – ähnlich wie im Fall der Gegen-Schulkultur – alles andere als das Zeichen des Besiegten. Dazu gehören Befähigung, Handfertigkeit, Selbstvertrauen und vor allem ein gewisses Auftreten, das eine lebendige soziale Kraft eher nährt, als sie zu vermindern. Eine Kraft, die *in Bewegung* ist, nicht gestützt, strukturiert und organisiert durch eine formell benannte Institution, bei der man sich mit schriftlichen Unterlagen bewerben könnte.

Die Maskulinität und Härte der Gegen-Schulkultur reflektiert eines der zentralen, bestimmenden Themen der Betriebskultur – nämlich eine Form des maskulinen Chauvinismus. Die Pin-ups mit ihren gewaltigen weichen Brüsten, über harten öligen Maschinen an die Wand gepappt, sind Beispiel für einen direkten Sexismus, aber der Betrieb ist auch von allgemeineren, symbolischeren Formen von Maskulinität erfüllt. Hier spricht ein Gießereiarbeiter, Joeys Vater, zu Hause über seine Arbeit. Unartikuliert, aber deshalb vielleicht um so überzeugender bekennt er sich zu diesem elementären, in unserer Kultur essentiell maskulinen Gefühl der Selbstachtung, das daher rührt, einen schweren Job gut auszuführen – und dafür anerkannt zu sein.

Ich arbeite in einer Gießerei ... wissen Sie, Gesenkschmiedewerk ... wissen Sie nicht, was ... nein ... sehen Sie mal die Fabrik drunten an der Bethnal Street, all der Lärm ... das hören Sie bis auf die Straße ... Ich arbeite da an dem großen Hammer ... 's ist 'n Sechstonner. Ich arbeit' da jetzt schon vierundzwanzig Jahre. Saumäßiger Lärm, aber ich hab mich dran gewöhnt ... und 's ist heiß ... langweilen tu ich mich nicht ... da kommen immer neue Programme, und man muß sehen, wie man die Arbeit am besten macht ... Man muß immer dran bleiben ... und 's ist schwere Arbeit, die Meister könnten's nicht machen, da sind nicht viele stark genug, um die schweren Eisenstücke zu heben ... Ich verdien achtzig, neunzig Pfund die Woche, und das ist gar nicht schlecht, oder? ... Ist aber gar nicht leicht ... da können Sie sagen, daß jeder Penny sauer verdient ist ... aber behalten Sie das mal für sich. Und der kaufmännische Direktor, ich sag „Hallo“ zu ihm, wissen Sie, und der Betriebsleiter ... die kommen vorbei und ich